Chronologen.

Ein

periodisches Werk

von

Wekhrlin.

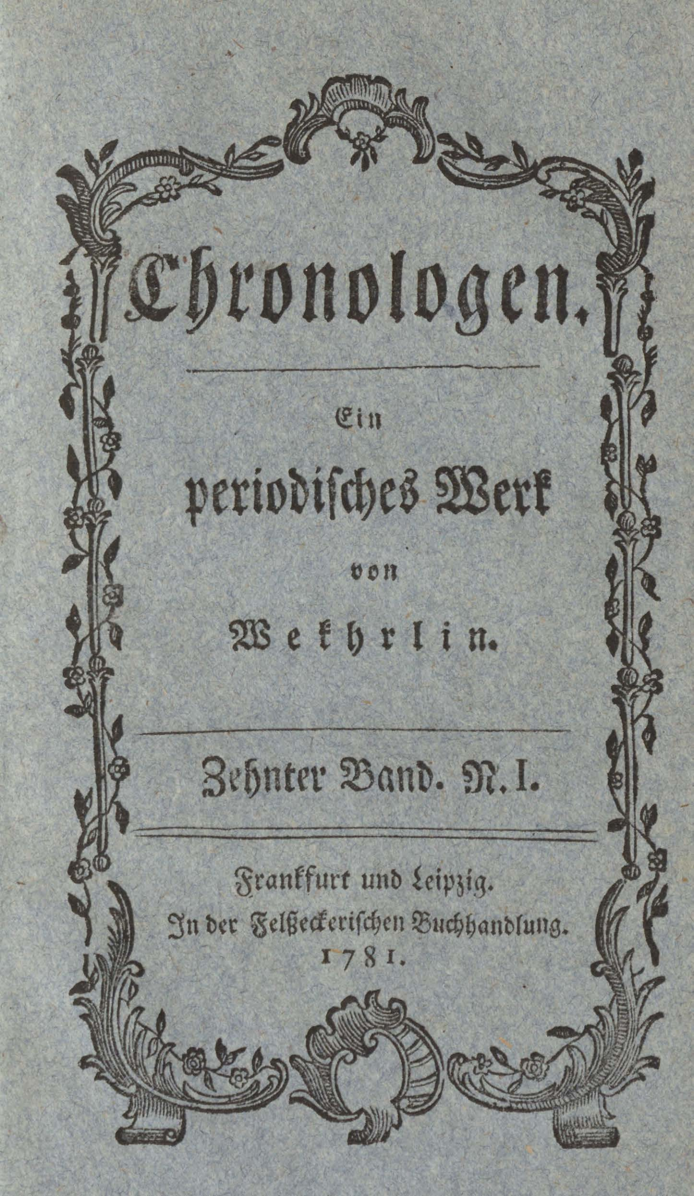
Zehnter Band.

Frankfurt und Leipzig.

In der Felßeckerischen Buchhandlung.

1781.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU
010739
II



Chronologen.

Ein

periodisches Werk

von

Wekhrlin.

Zehnter Band. N. I.

Frankfurt und Leipzig.
In der Felßeckerischen Buchhandlung.
1781.

AVERTISSEMENT.

Gegenwärtiges Journal erscheint jährlich in zwölf einzelnen Monatstücken, jedes zu 8. Bögen stark. Drey Stücke vollenden einen Band; folglich enthält der Jahrgang vier Bände.

Die Liebhabere erhalten dasselbe in jeder Buchhandlung ihres Orts, und werden ersucht, sich dahin zu wenden.

Es ist weder Pränumeration nöthig, noch Subscription. Man bedingt sich blos aus, daß diejenigen, welche dieses Journal halten wollen, sich verbinden, wenigstens ein ganzes Quartal zu bestehen; indem keine einzelnen Stücke verabfolget werden.

Der Preis der Chronologen ist demnach per Quartal fl. 1. 12. kr. in Conventionsgeld.

Nachricht.

Bey dem Buchhändler Himburg in Berlin erscheinet nächste MichaelisMesse auf 30 und mehrere Bogen in Octav, eine Anweisung zum Briefschreiben mit den erfoderlichen Exempeln, unter dem Titel: **Berlinischer Briefsteller.** Außer einer richtigen Anleitung, wie ein Brief geschrieben werden muß, was dazu überhaupt gehöret, und was bey ieder Art von Briefen insbesondere zu beobachten ist, wird dieser Briefsteller wenigstens 200 Briefe als Muster auf alle nur erdenkliche Gegenstände nach seinen Rubriken enthalten, und so viel menschliche Kenntnisse erlauben, vollkommen gemacht werden. Ein gelerter Schulmann einer der ansehnlichsten Schulen in den preußischen Landen hat den Mangel eines vernünftigen Briefstellers längst eingesehen, und durch einen vieljährigen Fleiß und reifes Nachdenken es dahin zu bringen gesucht, daß sein Plan, seinen Landsleuten, besonders der Jugend, einen zweckmäßigen Briefsteller in die Hände zu geben, durch den Druck bekannt gemacht werden soll. Das Werk

wird

wird nach Verhältniß der starken Bogenanzahl doch nicht mehr als zwölf gute Groschen kosten, und der Verleger ersucht alle Lehrer und sonstige Freunde dieses Unternehmen bekannt zu machen. Für ihre Bemühungen giebt er bey 6 Exemplaren 1; bey 12, 2; bey 24, 6; bey 36, 8; und bey 50, 14 freie Exemplare. Die Gelder werden an ihn franko eingesandt.



Briefe vom Rhein.

Ein Leben wie im Paradies,
Gewährt mir Vater Rhein.

Hölty.

Mainz, den 4. März 1782.

Als ich von ihnen schied, sagten sie mir zulezt noch, ich solle mich meiner Briefe aus Böhmen erinnern. Der Eindruk dieses Abschieds macht mir's unmöglich, die Absicht ihres Befehls nicht zu erfüllen. O, die lezten Worte von Lebenden und Sterbenden!

Auch vergeße ich nicht, wie sie mich überzeugten, in eine andere Welt gehe man so hinüber, wie man war, als man dahin abgerufen wurde.

 Glau-

Glauben sie mir, Verehrteste! schon dieser Gedanke würde mich in Gefahr bewahren. Laßen sie sich das wegen meiner Abwesenheit beruhigen, von der ich auch zu ihnen hienieden mit eben dem Herz zurükkehren werde, mit welchem ich abreiste.

So kan ich wohl fröhlich indessen meinem Beruf nachwandern, der mich zum Rhein herführte. Täglich will ich in seiner Nähe ihnen auf trauliches Pappier etwas von meiner Existenz bemerken. Zwar nichts von den eigentlichen Geschäften, an deren Hand ich wandle — was ich als gemeiner Mensch wahrnehme, wird sich gut dort von sondern laßen, und ist es nichts Merkwürdiges — nun so wollten sie es ja haben; Briefe, wie jene böhmischen, vom Rhein her zu schreiben.

Ich embarkirte mich heut morgen auf dem Marktschif zu Frankfurt. Es ist immer groß genug, um einen Kolon des Vierlands in Verwunderung zu sezen. Mit 130 Passagiers und Lasten unzähliger Ballen, Kisten, Fäßer, Koffer, gieng ich ab. Am Steurruder ist die Kajute: auf diese folgt ein Raum mit vier Fenstern für Reisende von Extraktion. Eine bretterne Wand sondert ihn vom größern Raum ab, in dem Bauren, Handwerkspursche u. s. w. in zwo Reihen

sizen.

sizen. Zwischen ihnen liegt Fracht, die noch manchem zum Siz dient, der sich nicht gleich placirt hat. An der Spize des Fahrzeugs ist noch ein Stall für Kälber, Ziegen und Konsorten. Dort geht auch die Treppe aufs Verdek, wo noch Viele stehen liegen und sizen, denen es im Schif zu eng ist.

Wenn es fortgeht, denkt alles auf Zeitvertreib. Ein Clubb Mönche spielten in der Kajute die Karte, welches sich gut ausnahm. Andere lasen, schrieben, scherzten mit Frauenzimmern, die gar züchtig da saßen und Filet strikten. Draussen unterm Verdek gieng es am freymütigsten her: man sang, zankte, erzälte: jeder in seiner Art, so krauß und wizig, als er konnte.

Vor Höchst, da wo die Nidda in Main fällt, stieg ich aufs Verdek, und genos von der Herrlichkeit der Gegend. Zu Höchst hatte sich eine Bande Musikanten herbeygefunden, die singend und spielend, zu Lust und Unlust, lärmten.

Mich erhielt die liebliche vergoldende Sonne auf dem Verdek. Landschaft, Dörfer, Sommerhäußer flohen vor dem Schif vorbey. Bey Hochheim begegneten wir drey Schifen: ich sah ihnen

nach, als indeß Mainz ganz gemach vor uns emporstieg, und bald darauf schimmerte schon der Rhein in der Ferne. Mich dünkte es wie offene See, als wir ihn erreichten.

Der Glanz der Mainzer Palläste, der mir neue Gegenstand vieler vor Anker liegenden Schife blendete mich im ersten Anblik. So kam ich mit zerstreuten Sinnen zu Mainz an, logirte mich erst gut ein, und gieng gleich wieder aus, um mich noch umzusehen, da es so schön hell war. Ich kam auf die Citadelle, hinunter an Rhein, freute mich wieder der hundert Schife, die da lagen, mit einigen dreymastigen Holländischen. Drauf gieng es in den großen Krahn, und weiter auf der Schifbrüke hinüber nach Cassel. Zehn Schifmühlen, der Brüke gegen über, sahen gut aus auf dem grünen Rhein. Doch ich sorge sie mit den kleinen Bemerkungen zu ermüden.

Mainz, den 5ten März 1782.

Heute sah ich die sehr prächtigen Denkmähler der verstorbenen Kuhrfürsten im Dom. Vielleicht hat keine Kirche in Deutschland dergleichen aufzuweisen. Eine große Gesellschaft, in der ich heute speise, bestand aus Landadel, der sich zur Messe

zahl-

zahlreich einfand. Ich hatte an dem schäzbaren Freund genug, der aus Wißbaden mich zu sprechen herkam.

Auch sah ich heut im Hofconzert, oder der Akademie wie es hier heißt, den vortreflichen Kuhrfürsten in allem Glanz seines Hofs. Reich an Virtuosen und Dilettanten ist Mainz.

Die Stadt selbst ist groß, doch bey vieler Schönheit so unregelmäßig, daß es mir scheint, man könne sich so geschwind nicht darinn orientiren. Eine einzige Strasse, die Bleiche, die gerade aufs Schloß stößt, ist lang und regulär bebauet. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen kam mir besonders schön vor.

Oberwesel, den 6 März 1782.

Die Jacht, die ich mir gedungen hatte, konnte des harten Winds wegen von Mainz nicht abgehen. Ich erhielt dardurch Aufschub, mich noch mehr umzusehen. Die Einrichtung der Oefnung der Schifbrüke zu Durchlaßung der Schife gefiel mir besonders. Zu Gewinnung der Zeit nahm ich endlich eine Miethkutsche nach Bingen.

Ich sah auf diesem Wege zur linken fruchtbare Felder an Getraide und Wein, rechter Hand den Rhein und Rheingau. Dieser Prospekt ist entzükend. Johannisberg, Geisenheim, Rüdesheim und andere schöne Ortschaften und Klöster hiengen wie Gemälde am Gebürg, und spiegelten sich im Rhein.

Von Bingen, einem ganz saubern Städtchen, gieng ich zu Wasser hieher. Die Gegend war bis dahin ziemlich offen: nun aber rückten die hohen Gebürge ganz nahe zusammen: viele ihrer Felsen ragten wild im Strohm hervor. Weil sich an ihnen das Waßer stößt: so ist die Schiffarth nicht ohne Gefahr, besonders auf dem sogenannten Bingerloch. Wirklich ermahnte der Schifer zum Bethen. — Wir passirten glüklich, und befanden uns gleich zwischen hohen Felsen. An ihrer Wurzel gehen schmale Fußsteige hin, die gleich unter Wasser stehen, sobald der Rhein etwas anlauft.

Auf beiden Seiten hatten wir schöne Ruinen alter Vestungen. Eine davon erbauten und bewohnten die Tempelherren, deren Geschichte izt ihr Glük macht. Zwischen den hervorstehenden Klippen waren lauter Weinberge angelegt.

Ober-



Oberwesel, den 7. März 1782.
Frühe.

Vom Geschrey der Schifleute erwacht man früh. Der Rhein lag da vor mir wie eine frisch grünende, weiche Wiese, so ganz besänftigt, statt daß ihn gestern die Winde bewegten. Was für ein prächtiger Anblik für mich! Zu beyden Seiten hat sich noch Eis aufgethürmt. Es geschiehet gewöhnlich auf diesem Flek. Doch verunzieren diese kleinen Gletscher den guten Rhein nicht.

Rechts und Links steigen Weinberge himmelan: viele wilde spizige Felsen scheinen Einsturz zu drohen. Jzt vergoldet sie erst die Sonne vom schönen, klaren Himmel daher. Ich muß ihr entgegen gehen.

Nachmittag.

Nun bin ich recht umher gewandert. Zuerst lies ich mich übern Rhein sezen und erstieg dort die hohen Berge.

Der Prospekt auf Wesel und die ganze Gegend ist unbeschreiblich schön. Vorzüglich prangt eins, und das gröste von den verstörten Schlössern: es bekrönt, dem Wasser gegen über, eine hohe Felsenspize.

Hurtig lies ich mich wieder über den Rhein herüber bringen, und stand bald auf diesen Mauren grauer Vorzeit. Ich sah weit auf dem Wasser hinauf und hinunter. Vorzüglich hafteten meine Augen auf der Pfalz, einem Bergschloß, von welchem, vielleicht zum Vergnügen, stark geschossen wurde.

St. Goar, den 7 März 1782.

Wenn es so fort immer schöner kommt: so komme ich auf dieser Reise noch ins Paradis. Nur empfinden, nicht beschreiben kan ichs, wie St. Goar, und die ganze Gegend dahin die bey Wesel weit übertrift. Unter meinem Fenster habe ich das Wasser. Die Salm- und Lachsfänge haben mich angenehm unterhalten.

Die Vestungen Rheinfels, St. Goar, Goarshausen, übersiehet man mit Einem Blik.

(Von dieser Briefsammlung hat der Gönner zwo Fortsezungen, im 2ten und 3ten Heft dieses Bands zu erwartten.)

Lustige und affentheurliche
Geschicht
einer Wunderfrown.

Das ist

Nachricht vom außerordentlichen Fasten der berüchtigten Rothweiler Heiligin,

Maria Monika Mutschler.

Oder

Der fromme Betrug.

Eine Frazze
aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Mit einem Vorredner.

Zwote Sektion.



Achtes Kapitel.

Der Leser macht Bekanntschaft mit den Schampions unserer Heldin.

Will man sich einen natürlichen Begrif von der Sphäre eines Heiligen machen: so muß man ihn betrachten wie einen Fixstern, um welchen verschiedene kleinere Phöbusse im leeren Raum herumschwärmen, ihr Licht an ihm anzuzünden, sich in seinem Schimmer zu baden, und auf diese Art den Astronomen und den Bootsknechten bekannt zu werden.

So gerade trifts bei Moniken zu. Die Nebelsterne, welche in mehr oder minderer Entfernung, sie umrangen, nehmen einen wichtigen Antheil am Stük.

Eine frische, glänzende Miene, ein kühner und schlanker Wurf, ein melodischer Accent laßen den Leser erkennen, daß der Herr, welcher zunächst an ihrem Bett sizt, ein Professor ist. Wirklich ists Herr Georg Karl Staravasnig, Doktor der Philosophie und Arzneywissenschaft, ordentlicher öfentlicher Lehrer der Physiologie auf der hohen Schule zu Freiburg: ein Mann, der im Stand zu seyn scheint, einen Atom auf eine Nadelspize zu fangen, und darüber zu demonstriren. Der Leser wird bemerken, daß er das große Wort in der Gesellschaft führt. Warum nicht? Herr Doktor Staravasnig ist der Arzt per Excellence im Kanton Brisgow: das ist der Leibarzt des Adels. In der That, tausend Verdienste, die der Leser in der Folge entwikeln wird, berechtigten ihn, der Kavalier — und sogar der Geschichtschreiber Monikens zu werden.

Der ihm Schnupftaback reicht, nennt sich Herr Doktor Hofer. Der Amphytrion des Herrn Staravasnig. Ihm ist die ganze Mirakelgeschichte ihr Daseyn schuldig. Herr Hofer, ein junger Arzt, seines Wesens ein Sonntagskind, ist der Erste, der die Erscheinung am medizinischen Himmel entdekte, und sie der Welt bekannt machte. Er ists, welcher die Brücke schlug, worüber Jupiter

piter=Staravasnig zog. Seinem Genie hat man die Erfindung der Kopfschlinge, und die matematisch=politische Bettstatt der Patientin zu danken. Anfänglich spielte er die zwote Rolle im Stük. Seitdem aber Herr Staravasnig solche übernahm: so blieb er bey der Thür sizen, um die Billets einzunehmen. Wer sollte sich schmeichlen, zu diesem Amt mehr zu taugen? Herr Hofer — izt Physikus zu Dillingen an der Donau — ist der höflichste und galanteste Arzt, den die Medizin seit den Zeiten Saturns sah. Spricht er von andern Aerzten: so drükt er sich nie anders aus, als: Herr von Haen, Leibarzt und Hofrath, die Zierde und Stüze der Wiener'schen hohen Schul, der Hipokrates unserer Zeiten, mein theurester Lehrer und Gönner. Oder noch feiner: der zwar dem Leib nach sterbliche, ob es gleich der Welt noch zu früh geschah, aber dem Nahmen nach unsterbliche von Swieten. Ist die Rede von irgend einem andern berühmten Eskulap: Ach! fällt Herr Doktor Hofer ins Wortt: Sie meynen Herrn Hofrath Cranz, die zweite Grundfeste obenangerühmter hohen Schule? Wird man sich demnach wundern, daß dieser wohlbelebte Arzt nie an Monikens Hauß vorbeyritt, ohne daß er dreimal das

Kreuz

Kreuz machte, und dabey rief: Heilige Monika bitt' auch für mich!!*

Ein alter Herr, steif von Ansehn, mächtig von Wesen, ortodox von Meinung, mit Einem Wort: Herr Direktor Rodeker, nimmt den dritten Plaz ein. Als Erzarzt in Vorderösterreich hat er die ganze medizinische Hemisphäre, mit all ihren Phänomenen, Patienten und Heilkünstlern unter sich.** Folglich kommt ihm billiger Antheil an diesem Spiel zu. Auch nimmt er solchen, wie der Leser sehen wird, mit Wärme.

Siehe da, noch ein Genie. Es stellt sich ans Fenster, und ruft unermüdet: Zum Mirakel! Zum Mirakel! Er spricht den Vorbeigehenden zu, einzutretten, und die Entdekungen der Breißgowschen Hygiäe zu bewundern. Diß ist die Stimme Herrn Professor's Hill, Lehrers der Patologie

* Ein völlig historisches Faktum.

** „Herr Protomedikus und Direktor Rodeker ist der Archiater im vorderösterreichischen Land: wacht als ein solcher über den Gesundheitszustand aller darinn sich befindenden Menschen, Ochsen, Esel, Pferde ꝛc. ꝛc. und noch überdiß über die Lehrer und Lehrart der heilbringenden Wissenschaft.“ Fragm. zur Berichtig. der Mutschlerl. Geschichte. Seite 16.

tologie auf dem weitberühmten Musensiz zu Freiburg. Er spielt den Crispin im Stük.

An die Medizin drängt sich dicht der ehrwürdige Herr Jochem der Jüngere, * treufleißiger Pfarrherr zu Dunningen. Er hat das eine Aug gegen den Himmel gerichtet, das andere gegen die Welt. Das erstere schildert seinen Glauben und seine Einfalt: mit dem zweiten verdammt er die Spötter Monikens, und die Zweifler an den Mirakeln des Breißgau.

In der Tiefe zeigt sich eine Garnitur Peruken. Es sind die Herren von Rotweil. Sie beeifern sich an der Scene theilzunehmen. Immittelst die Einen das Spiel beklatschen: so tragen die Andern Baugeräthe zur Ausflickung des Häuschens herbey, worinn die Heilige wohnt: die Dritten gießen Marzipan und backen Törtgen, um die Kranke zu laben. **

Hier

* Wo er sich nicht Herr Lucas Suhler nennt.

** Zur Schande der Polizey des achtzehnten Jahrhunderts spielt die Magistratur eine eben so ernsthafte als ärgerliche Rolle in dieser Frazze.

M.



Hier sind die Nahmen der vornehmsten Ressorts in der Mirakelgeschichte zu Dunningen. Man erzält die Geschichte Monikens nicht richtig, ohne diese Personen auszuzeichnen. Sie sinds, welche sich darinn am meisten hervorgethan, welche das Spiel in Gang gebracht, fortgewalzt und unterhalten haben. Die übrigen Personen, die mit der Geschichte interessirt sind, z. B. der Vater Klüpfel, der Chirurgus Frech, der General Ried, die Universität zu Freiburg, der Henker zu Rotweil ꝛc. ꝛc. sind Nebenrollen, welche der Leser in der Folge kennen lernt.

Neuntes Kapitel.

Worinn der Autor mit seiner Gelehrsamkeit Parade macht.

Asitie ist, wenn ich mich nicht irre, der Nahme, den die Muse der Medizin dem Zustand Monikens giebt. Um ihn mit der gehörigen Süßigkeit auszusprechen, müste man das Organ eines Hofer oder eines Staravasnig haben. Diese Nixe hat das Reich der Aerzte und der Theologen unendlich genarrt. Gegen eine Anzal Fälle, die falsch waren, stellt sie eben so viel wahrhafte.

Keine

Keine Erscheinung im menschlichen Körper verwirrte die Heilforscher und die Casuisten so sehr, wie sie. Endlich erschien der Pabst Benedict XIV. und nach ihm Herr Professor Staravasnig, welche die Unterscheidungszeichen zwischen dem betrügerischen und wunderhaften Fasten bestimmten, und auf gewiße Grundsetze festsezten.

Zu Folg dieser Theorie wißen wir nun, daß es ein zwiefaches Fasten giebt: ein wahres und ein falsches. Das wahre theilt sich ins natürliche und übernatürliche. — Siehe da das Mirakel! — Das falsche hat gleichfalls zwo Seiten: nehmlich das menschliche und das teuflische. — Welche Tiefe der Begrife! Welcher Umfang von Entdekungen!

Vom erstern hat uns die Geschichte Beispiele aufbehalten am Erlöser, an Moises, Elias, dem heiligen Gerasimus, dem heiligen Patrik, dem heiligen Simon dem Einfüßler, an Kaiser Ludwig dem Frommen, an Marien von Agnesia, der Jungfer Felix, der heiligen Katharina von Adorna, der heiligen Katharina von Siena, der seeligen Angela von Fulginio, dem seeligen Bruder Klaus von Unterwalden, vornehmlich aber an der berühmten Adelheit Kuiper,

welches diejenige Fastenheldin ist, womit wie der Leser lernen wird, Monike die meiste Aehnlichkeit hat.

Den zweiten Fall kennen wir aus den Beispielen einer Anna Lamnitia, Anton Pycäus, Barbara Kremeis, Efgen von gen End, Cristina Krazer, Apollonia Schreyer, Henrich Stiphont; ferner am Kartheusermönch des Borellus, dem Töpfer Foxley, Gilbert Jakson, dem Schotten des Buchanan, Johann Schlegel, Marta Tailer; deßgleichen der Nürnberger Jungfrau, Katharinen Binder, Margarita von Speyr, dem Mädchen von Toskana, dem Mädchen von Halberstadt, dem Mädchen in Schlesien, dem Mädchen des Geraldus Bucoldianus, dem Mädchen zu Grenoble, dem Mädchen des Bartholin; mehr der Jüdin des Michelotti, dem Mädchen beim Quercetanus, Maria Streicher, Consolentanea Citesii, Margarita Lauvera, dem Jülchermädchen, dem schwedischen Mädchen, dem französischen Mädchen, dem polnischen Mädchen, dem gewissen Mädchen, und soviel andern, die wir nicht nennen können.

Die

Die Gewährsmänner solcher Geschichten betreffend: so sind selbige die Bücher der Offenbarung, die heilige Legende, die gelehrten Werke eines Stalpart van der Weil, Marsilius Cagnatus, Aeneas Sylvius, Johann Wierus, Konrad Velthusius; ferner die erleuchteten Schriften eines Hortinus, Zieglerus, Johann Jakob Scheuchzer, Paul Lentulus, Hildanus, Borellus, Schurigius, Buchananus, Helwigius; deßgleichen die unvergleichlichen Sammlungen eines Smetius, Sennertus, Michelotti, Bartolinus, Citesius, Schmidius, und tausend andere Pedanten jener Zeit, in welcher die Magie der Geist der Litteratur und die Religion des Jahrhunderts war.

Die Schlußfolge nun, welche die Philosophie aus diesen Fällen nimmt, ist einleuchtend. Monikens Fasten ist also nicht unmöglich. Warum? Weil sie weder der erste noch der einige Mensch in dieser Art ist. Hernach, weil ihr Fasten die Wahl hat, entweder übernatürlich oder menschlich zu seyn.

„Dann das wäre ein dreist Geschöpf,„ spricht der berühmte Staravasnig „der dem Urheber der Natur seine Macht oder Willen so einschränken

wollte, daß er einen Menschen, der sich durch seinen tugendhaften Lebenswandel große Verdienste gesammelt hat, ohne Nahrung beym Leben erhalten weder könnte, noch wollte.„

Beglüktes Argument!

Zehntes Kapitel.

Fif! St! St!
Das Spiel fängt an.

Monike sizt im Bett; den Kopf niedergesenkt; die Hände zum Himmel gefaltet. Zu ihrer Seite liegt ein Marianisches Gnadenopfer neben einem Rosenkranz. Unweit hängt ein Weihkessel. Diß ist die ganze Wirthschaft des Zimmers: sonst sieht man lediglich kein Geräthe — auch nicht einmal einen Pißtopf.

In diesem Zustand findet sie der Pfarrherr zu Dunningen. Der fromme Mann tritt ein. Nachdem er Weihwasser genommen, und zuerst die Kranke, alsdenn das Bette, Stühl, Bänke rc. rc. besprengt hatte: so spricht

Der geistliche Herr: Gelobt sey Jesus Christus.

Monika. In Ewigkeit — Jesu du Sohn David erbarme dich mein.

Geistlicher Herr. Wohl dem, der sein Vertrauen auf Gott sezt: dabey muß man aber die Heiligen nicht vergeßen. Die Kirche sagt, wir sollen sie in allen Nöthen für unsere Mittler halten. Wie nennt sich euer Schuzpatron, Monika?

Monika. Dort über der Thür hängt sein gebenedeytes Bild — Der heilige Franziskus. . . . . .

Geistlicher Herr. . . . . . Seraphikus. Ein großer Heiliger! Seit wann habt ihr das leztemal gebeichtet?

Monika. Seit Fronleichnam. Da verlobte ich mich dem heiligen Franziskus aufs neu.

Geistlicher Herr. Allerdings. Er ist einer der vertrautesten Freunde der Mutter Gottes. Wisset ihr auch etwas aus seiner heiligen Geschichte? Zum Beispiel ist euch das Wunder seiner heiligen Wunden bekannt? Wißt ihr, wie er den Vögeln, den

Fischen, den Pferden predigte? Wie die Esel vor ihm verstummten? Wie er einen wütenden Wolf besänftigte? Wie er ein schwazhaftes Weib dem Teufel übergab?

Monika. Ach, Ja, hochwürdiger Herr. Niemals erinnere ich mich seiner Schmerzen im Dornbusch, ohne daß mir die Stachel, so seinen heiligen Leib verlezten, durch die Seele dringen.

Geistlicher Herr. Muthig, fromme Seele, so muß man glauben! Vielleicht hat er auch euch zu Wundern aufgehoben, Monika. Ich höre in eurer Krankheit liege etwas Außerordentliches. Verlaßt euch auf die allerseligste Jungfrau und bethet fleissig die Litaney zu den Wunden des heiligen Franziskus: so wird Gott seine Allmacht an euch offenbaren.

Monika. Ich muß gestehen, hochwürdiger Herr, daß ich meine Krankheit nicht auszulegen weiß. Innerliche und äusserliche Schmerzen: keinen Appetit. Seit drey Monaten ist mir kein Tropf Wasser mehr über den Mund gekommen — und doch lebe ich! —

Geistlicher Herr. Das ist nicht natürlich! Das ist nicht menschlich! Gott will Wunder an euch zeigen, Monika. Halt fest, Weib, du bist zu etwas Grosses berufen.

Monika. Und vom Essen, da ist gar nichts zu denken. Kurz, hochwürdiger Herr, ich vertraue ihnen aufs Siegel der heiligen Beicht, daß ich seit einem Vierteljahr nichts in Nachtstul gethan — keiner Erbis groß.

Geistlicher Herr. (Er geräth in heilige Verzukkung.)

Wunder! Nichts anders! Hieber ihr Unglaubigen, ihr Gottsläugner, ihr lutherischen Sachsen! Die Heiligen zeigen euch ihre Allmacht. (Zur Kranken.) Getrost, Monika: sezet nicht aus: sie müßen beschämt seyn, die Spötter Gottes und seiner Heiligen. Diese Umstände können euch und den eurigen zum Seegen werden. Ich werde euch Gutthäter erweken.

Monika. Verschonen sie, hochwürdiger Herr, eine Seele, die sich völlig von der Welt abgezogen hat, mit zeitlichen Hofnungen. Sollte es sich dann in meinen Umständen schiken, etwas anzunehmen?

Geistlicher Herr. Ist nichts Böses dabey. Gereicht Alles zur Ehre Gottes und seiner Heiligen. Merket, Monika, was der heilige Augustinus lehrt: es sey ein doppeltes Verdienst dabey, wenn wir den Glauben mit unsern Vortheilen zu vereinigen wissen.

Monika. Wie's Gott und seine Heiligen wollen. Was meynen Ihr Hochwürden, daß ich inzwischen für die Ehre Gottes und zur Nahrung meiner Seele thun soll?

Geistlicher Herr. Täglich bethet ihr 6 Vater unser und so viel englische Grüße. Alsdenn leset ihr des Morgens und des Abends ein Kapitel aus der Legend der Heiligen. In der Zwischenzeit könnt ihr die Litaney der Heiligen fleissig wiederholen. Ich werde nicht ermanglen eurer in der heiligen Meß zu gedenken. — Das kan ein Stük von großem Aufsehn werden.

Bey diesen Wortten macht der fromme Priester das Zeichen des heiligen Kreuzes, und tritt ab.

Diese Unterhaltung sezt den Leser in Stand, sich einerseits einen Begrif vom Karakter des Pfarr-

herrn

herrn zu Dunningen, anderseits von Monikens Art zu geistreichern machen zu können. Im Einen siehet er einen ehrlichen aber simplen und fanatischen Priester, in der Andern eine in einer Baurenjake stekende Tartuffe.

Eilftes Kapitel.

Wie man sich's einbilden kann.

Sobald der Pfarrherr Moniken verlaßen hatte: so hüllte er sich in seinen Mantel und flog mit Einem Sprung nach der Stadt Rothweil, um das Wunder auszubreiten. Monike aber bükte sich unter die Bettstatt und zog behäglich einen Topf mit Kaffee herfür, welchen ihr täglich ihr Mann heimlich zutrug. Nachdem sie sich gelabt hatte: so schlug sie den Arm um ihren Märten, und zog ihn zu sich aufs Bett, um Das zu thun, was sie immer mit ihm zu thun pflegte, wann Niemand zugegen war.

So konnte eine heilige Magdalene, und einige andere Büßerinnen unter den Vorfahren Monikens mitten in den lebhaftesten Schmerzen dem

Stachel

Stachel des Fleisches nicht widerstehen, und erhielten gleichwol den Ruhm der Heiligkeit unbeschadet.

So blieb Monikens Schuzheiliger, der heilige Franziskus, einigemal selbst von der Versuchung nicht frey, bey den Besuchen, die er von seiner Freundin, der heiligen Klara, empfieng.

Unterdeß lief Herr Cochem der Jüngere auf unermüdeten Fußsolen in der Stadt Rotweil von Hauß zu Hauß, um das Wunder anzuzetteln und das Publikum zu erhizen.

Zuerst gab er, wie billig, dem Magistrat die Ehre. „Die Vorsteher zu Rotweil„ spricht einer der Kommentaren dieser Legende „sind die Männer nicht, die man unter ihrem Nahmen, das kaiserliche Hofgericht, sucht.„ Kaum hatte der Pfarrer die Runde vollendet, als Zunftmeister, Redmänner und Meister Achtzechner, kurz die alte und die neue Bank, sich versammelten, eine Summe aus dem öfentlichen Schaz zu bestimmen, und der wunderthätigen Kranken Zukerbrod, Aepfel, Milch, Nudeln rc. rc. zu verehren, und ihr baufälliges Hauß auf gemeine Kosten auszubeßern. Im Rath aber wurde beschloßen: die Geschichte Monikens für ohnumstößlich wahr anzunehmen; sich



sich aller Erleuchtung straks zu widersezen, bey allen Vorschlägen der Philosophen und der Naturkenner taub zu seyn, und das Spiel aufs höchstmögliche zu treiben.

Niemals hat sich der Sinnspruch: Regis ad exemplum mehr bestättigt wie zu Rotweyl. Das Beispiel der Obrigkeit elektrisirte die Gemeinde. Im Strohm drang sich das Publikum herbey, seine Leidenschaft Wundern nachzulaufen, zu waiden. In kurzer Zeit war die Hütte Märten Mutschlers zu Dunningen ein kleines Peru. Die Almosen, die Beysteuren, die milden Gaben flossen von allen Seiten herbey.

Alle diese Schäze nahm der Pfarrherr in Besorgung und legte sie frömmiglich auf Zinnsen. Aus dem Beichtvater Monikens wurde er ihr Banquier. Es war ihm leicht im Kreise der Mystifikation, den er, so wie jeder Enthusiast, in seiner Pfarre beherrschte, einige einfältige Seelen, einige Beaten zu finden, die sich überreden ließen, die Ehre des Himmels sey in Bewegung. Ein schlichter Bürger gab 200, und eine Kaufmannsfrau 300 Gulden in den Stok, den der Pfarrer zu Dunningen für Moniken hielt.

Nun-

Nunmehr war der Ruf Monikens, als eines Wundermenschen, im vorderösterreichischen Bezirk fest genug gegründet. Das Publikum war davon voll. Die Zeitungen ertönten. Sie war die tägliche Materie an den Tafeln des Adels, des Magistrats und der Universität.

Und Monike? — Die dachte wie der Hannswurst im Kreuzerspiel: die Narren draußen glauben, ich wär der Sultan von Marokko, und ich bin der Pfannenflikker Klas von Billersfelde. Sie blieb zu Bett: trank ihren Koffee: naschte ihr Konfekt, ließ sich fleißig von ihrem Mann küßen, und schikte ihn alsdenn ins Wirthshaus um von den Abschnipflen des Almosens täglich einen Rausch zu trinken.

So verschwisterten sich, wie der Fragmentist spricht, unter dem Mantel der Religion Gottesräube vielleicht mit Todschlägen.

Zwölftes Kapitel.
Enthält das Zwischenspiel.

Immittelst eine Bäurin in einem Winkel Schwabenlands die wundervolle Kranke spielte: so sah man im andern Winkel einen Pfaffen den wunderthätigen Arzt spielen.

Der Leser merkt, daß wir vom Pater Gasner reden. In der That der Fall Monikens gehörte aus tausend Ursachen in sein Wirkungsgebiet. Deswegen schikten Bürgermeister und Rath zu Rotweyl eine Gesandschaft an den Gottesmann, und hinterbrachten ihm solchen. Da der Pater von einer Menge Kranken, die täglich aus allen Gegenden und allen Ständen von Deutschland zusammfloß, belagert war: so konnte er nicht persönlich abkommen. Er ordnete einen seiner Zöglinge an Moniken ab, und gab ihm den heiligen Geist mit. Es ist deutlich, daß der Dämon Gaßners ein höheres Wesen in Moniken herrschend angetroffen haben muste. Die Beschwörung blieb ohne Wirkung. Wäre Gasner selbst gekommen, sagt ihr Geschichtschreiber: vielleicht hätte er mit Moniken einen Bund gemacht.

(Die Fortsezung ein andersmal.)

Ge=



Gedanken sind zollfrey.

Eingesendet.

Gedanken sind zollfrey — Wer kennt nicht das angefochtene Sprüchwortt unserer Voraltern? Der Satyriker übte sich an ihm, und der Ortodox wollte in foro poli keine Zollfreyheit zugestehen. Niemand aber dachte daran, daß man mit dem Proverbe eine gar zweideutige Urkunde über Geistesfreiheit zu der Nachkommenschaft hinuntersende.

Gewiß, wann diese Freiheit sich nur aufs Unerforschliche der Herzen erstreckte, und nur stille Gedanken nicht Kontraband waren: so kan man sich keinen sonderlichen Begrif von ihr machen. Unsere Voraltern waren wohl sehr bescheiden: nächst dem ruhigen Besiz ihrer Weiber und Aeker hielten sie es etwa für Verwegenheit und Ausschwei-

schweifung, mehr Freiheit des Geistes zu verlangen, als die in ungestöhrter Uebung ihres väterlichen Glaubens.

Durch die deutschen Religionsfehden und Friedensschlüße erhielten die Glaubensverschiedenheiten ihre Stempel und Schranken, die Souverainetäten aber weitern Umfang. Zum Glück oder Unglück gab beides einander in friedlicher Ehe die Hand, und so wachten sie gemeinschaftlich über errungene Rechte. Dann das Mistrauen aus langwühriger Feindseeligkeit war durch die kunstreich ausgedehnten Vergleichshandlungen nicht gemindert worden.

Die Zurükhaltung im Statistischen befestigte sich in diesen Zeiten zum unbedingten Grundsaz. Mit ihr wandelte paralell auf der Religionsseite die große Genauigkeit in Festhaltung der gewonnenen Rechte. Verschwiegenheits- und Religionseide hüteten die Pforte jeder Bedienung. Man muste mit ihnen einstimmen, um den Zugang frei zu haben. So wurde Monopol angebohrner Religion und politischer Heimlichkeit im Geist jener Zeiten als der Grundstein der öfentlichen Glückseligkeit angesehen. Wer anders dachte, mochte es — denken, aber — nicht sagen. Es waren

ren hierüber treue Wächter in Zion und Kanzleyen bestellt.

So sah sich Freimütigkeit deutscher Politiker nicht minder beschränkt, als die der Dogmatenfabrikanten. Politische Offenherzigkeit und Heterodoxie beugten den Nacken unter dem eisernen Zepter der Büchercensur. Die Classe seltner Bücher gewann Zuwachs, in deren irgend eine Ausgabe dieser oder jener zu frisch abgedruckter, oder Anfangs nicht genug castrirter Bögen supprimirt wurde. Jene Litteratoren nach altem Schnitt wissen Das am besten, die mit Auswendiglernung der Titel von raren Büchern weiland Polyhistors vorstellten. Manche Raritätsursache sagte man sich, aus übergroßer Geheimigkeit, nur ins Ohr. Deutsche Treue für angebohrne Religionen und Regenten verläugnete sich wenig, selbst im Gebiet der Litteratur. Jener putativen Polyhistorey bleibe es überlaßen, Beispiele von dem Allem zu geben.

Der Geist der Zeiten modificirte sich in der Folge nur in Nebenumständen, und man schreitet gern über sie zur Epoche hin, von welcher Vater Thomasius in Halle der Vorläufer war, zu der, welche in der Mitte unseres Jahrhunderts ein

großer

großer König in Erweiterung der Denkfreiheit eben so, wie in Kriegskunst, machte. Es ist erfreulich, wie von dieser Zeit an so manche vortrefliche deutsche Regenten gestattet haben, über religiose und statistische Gegenstände, die sonst ein heiliges Dunkel umgab, das Licht frey hinzuhalten. Unstrittig gewinnen beyde damit: die Schatten des Mißtrauens weichen immer weiter zurück, die Wahrheit giebt Festigkeit, und Verbeßerung folgt ihr nach.

Nur da, wo die Preßfreiheit noch nicht Wurzel schlagen will, siehet es noch dunkler und wilder aus. Disteln der Thorheit und des Unrechts, die ihr etwa Plaz machen müsten, breiten sich, und wehren der Anpflanzung. Das was man Büchercensur nennt, ist allenthalben nichts mehr, als Billigung oder Verwerfung dessen, was Einsicht und Absicht gewißer einzelner Personen für verwerflich hält oder nicht. Wie sollte sich damit allgemeine Aufklärung vereinigen, oder Wahrheit den gebähntesten Weg, den sie doch verdient, gewinnen können, um zu den Großen und Edlen durchzudringen, die ihr meistens so gern Recht wiederfahren lassen.

Preßfreiheit würde schädliche und schändliche Producte der Gerechtigkeit mehr darbringen, als entziehen. Aber, daß man, um ihre Geburt zu hindern, dem Druck überhaubt Fesseln anlege, heißt, den Weinbau verbieten, damit nicht etwan im Taumel ein Unglück gestiftet werde.

Sonderbar ists überhaubt, daß man hin und wieder gegen den Druk so großen Horreur bezeigt. „Er will das druken laßen„ wird oft mit dem Accent ausgesprochen, als: „er will mordbrennen!„ Und es ist doch unverboten, seine Gedanken aufzuschreiben, und sie etwa an fünf Menschen mitzutheilen? Diese Fünf laßen sie etwa an Zwanzig, und diese so weiter gelangen. Und wenn sie Alle Abschriften nehmen, wer verbiethet es? Manuscripte kan man fast weniger hindern, auf die Nachwelt zu kommen, als den Druck, dessen ganze Auflage etwa confiscirt werden kan.

Warum soll die Presse keine Abschriften machen? Warum sollen Buchhändler, Drucker, Papiermüller nichts dabey verdienen? Ists Unrecht, seine Gedanken druken zu laßen: so ists auch Unrecht, sie aufzuschreiben und abzuschreiben.

Nicht in der Unrechtmäßigkeit der Sache selbst liegt also der Abscheu vor Druck, den man so oft ent-

entdeckt. Sondern die Angst ist die, daß die Presse so fein hurtig Abschriften liefert, und daß, nach Natur des deutschen Buchhandels (der keine solche bloße Handwerksangelegenheit ist, als manche Gelehrte glauben,) aus ihm Publicität, wie die Sonne von Morgen nach Abend über deutschen Horizont hingeht.

Das ist ja aber was Bekanntes: wer zweifelt dann daran? Ich sage: die Feinde der Preßfreiheit!! Keiner von ihnen wird gestehen, daß er das Licht scheue. Man kan ihnen also das Bekannte nicht oft genug sagen, und nicht freimütig genug, um sie damit endlich zu überführen, daß ihre Maske nicht ausdauren könne.



Akten
Ueber eine wichtige Frage
aus dem deutschen Staatsrecht.

In der ersten Kammergerichtsordnung vom Jahr 1495 kommen folgende Formalien vor:

„Wie Churfürsten, Fürsten und Fürsten„mässige einander zu Recht fordern sol„len 2c. 2c.

„soll der klagende Churfürst, Fürst oder Fürstenmässig, den Churfürsten, Fürsten oder Fürstenmässigen, Geist- oder Weltlich, an den er Spruch oder Foderung zu haben vermeint, beschreiben 2c. 2c.

Item.

„Wie Prälaten, Grafen, Freyherrn und

„andere

„andere Churfürsten, Fürsten und Fürsten-
„mässige zu Recht fordern mögen. ꝛc. ꝛc.

Es ist kein Zweifel, daß das Gesezz zwischen Fürstenmässig und Grafen distinguirt hat. Nur fragt sich, welche die wahren charakteristischen Kennzeichen dabey waren?

Um diese genau möglichst zu bestimmen, muß man aus der Reichsgeschichte voraussezen, daß unmittelbar vor der ersten Kammergerichtsordnung beym Tode Friederich's III, 1493, der Unterschied zwischen Fürst und Fürstenmässig nirgends vorkomme: da vielmehr damals seit 1486 im Gang gewesene Schwäbische Bund mit dem Löwenbunde Grafen und Fürsten unter sich begrif, bis Friedrich's Nachfolger Kaiser Maximilian, 1495, auf dem Reichstage den Landfrieden und die Kammergerichtsordnung zu Stand brachte.

Nun hat zwar Kaiser Friederich im Jahr 1467 auf dem Reichstag zu Nürnberg eine Matrikel veranlaßt, die insgemein für die älteste angesehen wird; man hält aber doch dafür, daß der schon unter Sigismund, 1431, auch zu Nürnberg zur Zeit des Hussitenkriegs gemachte Reichsanschlag für die allererste und älteste Matrikel anzusehen sey.

Daß nun die Reichsmatrikel unica et inseparabilis Status Imperii nota sey, ist ein von den ersten Publizisten behaubteter und durch so manche Beispiele bewährter Saz, was auch einzelne Doktoren dabei zu erinnern haben mögen.

Wann man demnach sich erinnert, was vor dem Jahre 1495 für Grafschaften im Reiche gewesen, die mit allen Rechten und Wirkungen der Landesfürstlichen Bothmäßigkeit versehen, in der Folge auch gröstentheils mit dem Titel vom Fürstenthum bezeichnet waren, oder deren Besizer in Fürstenstand erhoben worden, oder die in die Hände der Fürsten gekommen waren, als zum Beispiel:

1363 die Grafschaft Tirol
1416 die Grafschaft Savoyen
1417 die Grafschaft Cleve

und endlich in demselben obigen Jahr

die Grafschaft Wirtemberg

noch viel anderer zu geschweigen; — wobey aber doch insonderheit zu bemerken seyn will, was

Gastelius in Tr. de Statu publ. Europ. C. XXV. n. 5.

von

von den Grafen zu Ascanien, zu Henneberg, Mömpelgard, Oettingen, Nassau, Hanau, Solms, Schaumburg, Mansfeld ꝛc. ꝛc. und bey Gelegenheit derselben sagt:

„horum comitum familias Imperii Principibus tum *prosapiae antiquitate*, *territoriique districtu*, tum *connubiorum serenitate parallela* esse testantur annales et experientia; etiam Comites *Mannsfeldenses* inter *principales Comites* referunt Publicistae etc. etc.

wozu nicht minder gehören die Grafschaften Oldenburg, Aremberg, Hohenzollern, Salm, Ostfriesland, Waldeck, Schwarzburg, Hohenlohe, Löwenstein, Stollberg ꝛc. ꝛc.

So ist kein Zweifel, daß bey der Kammergerichtsordnung, wo das Wortt Fürstenmäßig zum erstenmal vorkommt, darunter niemand als diejenigen Grafen verstanden seyn konnten, deren Häußer nicht nur mit den Fürstlichen in Verwandtschaft und ehlichen Verbindungen, sondern deren Länder auch an Größe und Umfang den Fürstenthümmern gleich sind, und die daher auf dem Reichstag mit den Fürsten auf Einer Banck sizen

können, übrigens auch alle landesfürstliche obrigkeitliche Befugnisse haben.

Darauf zielt wahrscheinlich von Gunderode in seiner Abhandlung des deutschen Staatsrechts V Band, 13 Kap. §. 13. wenn er sagt:

„welchen Titel gefürstete, jedoch auch ei-
„nige mächtige unmittelbare Grafen, ohne
„daß eine Standserhöhung bekannt
„sey, ohne Zweifel ihre Fürstenmässige
„Hoheit dardurch anzuzeigen, angenommen
„haben.

Hofmann. Staatsrecht K. 4. §. 107.
u. s. w.

Es sind zwar hinter den Fürstenmässigen noch Prälaten und Grafen besonders genannt; dardurch verliert aber jene Wahrheit nichts; dann wenn man blos diejenigen Grafen absondert, die für Fürstenmässig anzusehen sind, worunter, zum Exempel, die heutigen Grafen Reußen, die Grafen von Schaumburg, die nun in Fürstenstand erhobenen Grafen zu Oettingen ꝛc. ꝛc. deswegen vorzüglich gehören, weil die Grafen Reuß das Burggrafthum Meissen als eine fürstliche Würde bey der Familie hatten, die Grafschaft Schaumburg aber ehemals nicht nur ein

Pertinens der im Jahr 1474 zum Herzogthum erhobenen Grafschaft Holstein gewesen, sondern auch der nachherige Besizer derselben Graf Ernst wirklich in den Fürstenstand erhoben war, und überdiß alles die Grafen von Schaumburg

Pfeffinger in Vitrar. ill. Lib. I. Lit. 17. n. 15.

ausdrükentlich unter die gefürsteten Grafen gerechnet werden; die jüngern aus dem gräflichen Hause Lippe abstammenden Besizer auch noch auf dem heutigen Tage mit den ersten und ältesten Reichsfürstlichen Häußern verwandt und vermählt sind, und sonst alle Rechte der fürstlichen Würde, insonderheit auch das fürstliche Curial: Von Gottes Gnaden ausüben, gleich den Grafen von der Lippe, die auch in ältern Zeiten das westphälische Kraißobristenamt führten, welches schlechterdings ein Fürstenbankmäßiges Subjekt erfodert und vom Adjuncto Circuli (Nachgeordneten) wohl zu unterscheiden ist: was aber das Haus Oettingen betrift, die Regenten desselben sich zu aller Zeit durch das große Fürstliche Vorrecht des kaiserlichen Landgerichts auch übrige ihm anklebenden besondern Vorzüge einen fürstlichen Rang erworben: wie denn die Geschichte lehrt, daß die Grafen von

Oet-

Oettingen im mittlern Zeitalter den Fürsten gleichgeachtet, durch das Prädikat von Gottes Gnaden distinguirt, und so wie andere Fürstliche Häußer in öfentlichen Urkunden von Kaiserlicher Majestät mit dem seiner Zeit viel sagenden Titel Wohlgebohrner qualifizirt wurden: wovon

Oefelin in Historia Oetting.

nachzulesen.

So werden von der nach den Prälaten folgenden Anzal Grafen noch genug übrig bleiben, in Ansehn deren jene die Ausnahm per Excellentiam machen, ohne die Regel dieser übrigen aufzuheben, die alle zur Gesellschaft von Prälaten, Herren, Rittern und Knechten gehören, welche im Jahr 1488 den ersten Schwäbischen Bund formirten, bis derselbe durch Fürsten und Fürstenmässige Grafen in der Folge verstärkt worden.

Sobald nun ein solcher Fürstenmässiger Graf sich zur Fürstlichen Klasse legitimirt hat: so müssen ihm auch dieselben Rechte in Ansehn der Austräge zu statten kommen, die den Fürsten und Fürstenmässigen in der Kammergerichtsordnung beigelegt sind, nehmlich dergestalt allgemein, daß sie auch *contra actiones inferiorum opponirt* werden

kön-



können, und keineswegs, wie bey Grafen, Prälaten und unmittelbarer Ritterschaft ceßiren mögen.

Es möchte daher zu frühe entschieden seyn, wenn es bey

Pütter in Epitom. Proc. I. §. 178 (alibi 181)

heißt „principali dignitate condecorati sive Fürstenmäßige„ und

Ejusd. Opusc pag. 479. §. IX.

„Potius novis principibus applicari possunt ea, quae in antiquioribus legibus occurrunt de iis, quae dicuntur Fürstenmäßige.„

Einigermassen möchte zwar ein Argument dafür abgeben, daß die Praelaten, die doch nach den Fürstenmässigen erst folgen, gleichwol vor den Grafen, insgemein als Geistliche den Rang nehmen, mithin wenigstens diejenigen Grafen, vor welchen die Prälaten den Rang nehmen nicht unter Fürstenmässige sich zälen könnten. Allein!

Da seit Kaiser Carls VI. Wahlkapitulation in allen folgenden den Reichsgrafen überhaubt schon der Rang vor den Prälaten zugesprochen, die

die

dagegen eingewendete vermeintliche Protestation aber ohne Wirkung geblieben ist

S. Mosers Wahlkapitulation CAROLI VII. Frankf. 1742. Anhang S. 82 u. s. w.

so ist nicht nur dieser Zweifel gehoben, sondern es erhellet auch zugleich aus dem, was

Eben daselbst S. 90. §. 3

von dem Iure Austregarum intuitu inferiorum et subditorum vorkommt, daß der ganze Grafenstand dasselbe zu vindiciren sich verwahrt, folglich zwar noch nicht wirklich vindicirt, aber doch auch noch nicht gänzlich desselben sich begeben, vielmehr immer noch die Resolution Kaiser Karl's VII vom Jahr 1715 für sich hat:

„Daß kaiserliche Majestät die Sache keinesweegs für so klar ansehe, um des Grafenstands Begehren zu verwerfen, sondern „für so wichtig halte, um solche von Neuem „untersuchen zu lassen.

Lunig in Thes. Com. P. III. C. XX. n. 6.

Wo indessen abstrahendo von der Regel des ganzen Grafenstandes die Ausnahm für die

Für-

Fürstenmässige Grafen um so wenigerm Zweifel unterworfen seyn will.

So möchte sichs um eine für das deutsche Staatsrecht eben so neue als erhebliche Frage verhalten:

> Ob in materia Austregarum unter den Fürstenmässigen Häußern altgräfliche zu verstehen sind?

(Die Fortsezung liefert der nächstfolgende Heft.)

Noch über Thierkampf.

Ein Beytrag.

Darf auch ein Dritter zu Red und Antwortt sich einmischen? Aufmerksamkeit darauf wird er beweisen, wann er auch nicht eben so gut unterhalten sollte.

Welt- und Menschenkenner bezeugen, daß der spanischen Nation Vorliebe zum Stiergefecht in ihrem Geschmak am Ernsthaft-Abentheurlichen gegründet sey. Die deutsche Staatshaubtstadt leitet, wie wir wissen, * ihr Wohlgefallen an der Thierhazze aus dem Lächerlich-Abentheurlichen her.

Horaz in seinem Briefe an die Pisonen hatte schon diese Gattung des Ungereimt-Lächerlichen vor Augen.

Wo-

* Chronologen. IX Band, S. 172.

Wofern ein Maler einen Venuskopf
Auf einen Pferdhals sezte: schmükte darauf
Den Leib mit Gliedern von verschiedenen
Thieren,
Mit bunten Federn und mit Flügeln aus,
Und ließe, um aus allen Elementen
Was anzubringen, sich das schöne Bild
In einem grausenhaften Fisch verlieren,
Sich schmeichelnd, um ein wundervolles
Werk
Euch aufgestellt zu haben: Freunde, wür-
det ihr
Bey diesem Anblik wohl das Lachen halten
können?

Seine Kraft erhält dieses Ridikül aus seltsa-
mer Verbindung der Dinge, davon kein Grund
anzugeben ist. Das Regenspurgische Hazzpro-
gramm enthält mehrere Gruppen dieser Art, z. B.
den tapfern Stier mit feurigem Pfauen-
schweif u. s. w. Was wird aber das Urtheil des
Kunstrichters seyn? Sulzer mag es sprechen. *

Ich

* „Soll diese Art des Lächerlichen mit An-
stand gebraucht werden: so muß es nicht
in das Abgeschmakte oder Grob-Niedrige
fol-

Ich sorgte gleich, daß das Kunsturtheil nicht günstiger ausfallen würde, laße aber um so mehr unentschieden, ob sich der Applausus in dem Colissäum der Staatshaubtstadt eben so wenig nur in dem Geschmak des Hazzmeisters gründe, als die Lust am Stiergefecht in Spanien in dem Geschmak der Toreadoren.

Aber ein genauer Kenner seines Publikums müste schon beantwortten können, warum jene Gattung des Lächerlichen bey ihm vorzüglich ihr Glük macht. Bey dergleichen Untersuchung könnte man fein gewahr werden, was dazu gehöre, und wozu es fromme, so wie **Cervantes**, sein Volk zu kennen.

Wie man zu Paris die Thierhazze ansieht, davon kommt mir eben ein Brief dorther vom 27 Octobr. 1781 in die Hände. Darinn heißt's unter andern.

Noch

fallen. Es wird abgeschmakt und albern, sobald es den Schein der Wirklichkeit oder der Wahrscheinlichkeit verliert. Nur der nie denkende Poebel läßt sich verblenden, daß er grobe Ungereimtheiten für wirklich hält, und darüber lacht.„ Sulzer's Theorie. 2 Th. 647 S.

„Noch in diesem Jahr kündigte man
„hier ein Stiergefecht auf spanische Ma-
„nier an. Die Kämpfer sollten das
„Thier mit der Lanze zu Pferd angrei-
„fen und hinrichten. Aber einer von
„ihnen hatte, um sich Muth zu schaf-
„fen, allzuviel getrunken. Durch seine
„Unvermögenheit verlor sein Compagnon
„den Muth, und nun besezten Hunde
„ihre Stelle, um den Stier zu zerflei-
„schen. Die Zuschauer, welche 6 Livr.
„für ein Spektakel gegeben hatten, das
„ordentlicherweis nur 30 Sous kostet,
„und dies nicht werth ist, giengen
„sehr mißvergnügt nach Hauß. Man
„sezte hierauf die Entrepreneurs ins
„Gefängniß, weil sie ohne Erlaubniß
„einen Kampf zwischen Menschen und
„Thieren angekündigt hatten — ein
„Spektakel, welches Regierung und
„Nation Eines Sinnes für verwerflich
„achten.„

Also macht man zu Paris doch auch öfentli-
che Glossen (dann jener Brief ist gedrukt,) über

 den

den Mißbrauch der Thiere, und hält dergleichen Spektakel für nichtswürdig. Was würde man zu dem Muthwillen über ein bedaurenswerthes Menschenvolk sagen? Es ist bekannt, daß die Juden sich immer da am ehrsamsten betragen, wo man ehrsam mit ihnen umgeht.

Ich will hieraus nicht folgern. Aber gewiß konnte der Hazzmeister in Regensbnrg das Tempo nicht schlechter wählen. Man weiß, welche Erleuchtung von Joseph II in Ansehn der Juden über das Jahrhundert ausgegangen.

Daß kein Buch so schlecht sey, welches nicht auf einer gewißen Seite was Gutes enthalte, belehrt schon Plinius. Ob das aber auf die Ineptie einer solchen Hazze anzuwenden — daran wird zu zweifeln vergönnt seyn.

Sogar das darinn gesuchte Gegengift wider Empfindeley scheint sehr zweideutig; dann schwerlich würden Empfindelnde einem so ruden Spektakel beiwohnen; und, falls sie es thäten, gewiß dabey guten Stof erhalten, sich in ihrer Affektation zu confortiren, und über jene gräuli-

chen

chen Absurdidäten zu erheben, wenn sie nicht gar durch erlangten Geschmak für leztere aus dem Regen in die Traufe gerathen.

Freilich wird die Migraine eines armen Sünders gar zuverläßig kurirt seyn, wenn der Kopf herunter ist.



Les quatre Saiſons de l'Eſprit.

So möcht ich — könnt ich's deutſch geben! die vier Blatt nennen, die ich mir, um die Vernunft meines Jahrhunderts in ein Bild zu bringen, ſkizzirt habe.

Ihr Innhalt iſt dieſer.

Die Theologey.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts iſt ſie nimmer, was ſie im Anfang deſſelben war. Ihre Prieſter tragen nimmer lange Mäntel, groſſe Halskragen und Knebelbärte: ſie ſind ſchauſſirt: ſie gehen in eigenen Haaren, und tragen Halbmäntel von Serge de Zephyr. Sie ſtreiten nimmer über ſchwehre Theſen: ſie diſputiren über kleine Nichts, über nichtswürdige Etwas.

In der That die Theologen meiner Zeit haben ihren wahren Standort einsehen lernen. Sie machen nimmer die Bigoten: niemand ist bey sich selbst von der Gründlichkeit der neuen Philosophie mehr überzeugt wie sie. Aber sie kennen die Leidenschaft des Poebels. Diejenige Parthey, welche heut zu Tag die wenigsten Vorurtheile hat, je mehr sie zu affektiren scheint, sind sie.

Weise genug um das Ascendent der Begrife nicht wahrzunehmen, und zu empfinden, daß sie zu schwach worden, sich dem Strohm zu widersezen, zieht die Theologie das Segel ein, soviel ihr der Wohlstand erlaubt, und schwimmt in der Stille mit. Bemühet euch nicht mehr, ihr Freigeister! ihre Lehrsäze anzufallen. Sie ist zu fein, um euch zu antwortten. Wann sie ihren Anhängern noch hin und wieder den kleinen Krieg erlaubt, den diese mit ihren eingebildeten Gegnern führen: so ists blos, um das Rituel zu beobachten; und diese Plakereyen überläßt sie Klopffechtern ihres Corps: sie selbst schweigt.

Von der Nothwendigkeit überzeugt, sich den Souverains gefällig zu machen, verlaßen die Theologen ihren Schlendrian und mischen sich in die Gegenstände der Polizey. Sie schreiben von den

Künsten, vom Fleiß, von der öfentlichen Tugend von den Sitten. So sehr sie vom Katheder, in Hirtenbriefen, Consistorialdekreten den Eiferer spielt: so ist niemand, welcher ihre Miliz mehr verachtet, und den Ueberschwung der Meinungen klärer einsieht, wie die Theologie meines Tags. Nie wird man sie wieder an der Spize der Dragoner sehen, noch um Verhaftbriefe gegen die Kezer bitten.

Sie weiß daß ihre eigentlichen Feinde nicht die Gegner der Offenbarung sind, sondern diejenigen, die am Ruder der Regierung, in den Finanzkammern, in öfentlichen Aemtern sizen. Mit Einem Wort, die Theologie ist auf dem Punkt zu bekennen, daß es nicht mehr auf die Erhaltung der Religion ankommt, sondern vielmehr auf ihre eigene Existenz.

Die Medizin.

So nennt sie sich nicht mehr: sie nennt sich Krankenlehre, Heilkunst, Arzneywissenschaft. Ihre Koriphäen sehen nicht mehr dem Unkepunz ähnlich: sie sind Elegants. * Sie besuchen ihre Kran-

Noten zum Behuf meiner bürgerlichen Leser.

* Elegant: eine neue Rasse von Stuzern.

Kranken nicht mehr auf Mauleseln: sie fahren in vergoldeten Berlingots zu ihnen. Man schröckt mit ihrem Nahmen nicht mehr die bösen Kinder: man meldet ihn den Dames am Nachttisch mit Enthusiasm.

Wenn ein Arzt meines Tags einem Patienten den Puls fült: so ists in einem sammetnen Kleid, mit einer Hand an welcher ein Brilliant blizt, worauf eine Krause von Brüßlerspizen schwebt, und die Ambra von sich duftet. Er fühlt mit Grazie. Niemals ist man bey ihm krank: er findet nichts als Gesundheit. Er unterhält die Anwesenden mit den süßesten Worten. Jedermann bezaubert er bis zum Stubenmädchen.

Weit entfernt, wie sein Ur-Groß-Vater Diaforius, mit dem Kranken über seine Verordnungen zu zanken, erzält er ihm die Neuigkeiten des Tags, singt ihm eine Arie aus der Opera vom gestrigen Abend vor, und wirft sich dann mit Eleganz auf ein Sopha nieder, um etwas für die Apothek vorzuschreiben.

Seine Verordnungen sind nicht mehr aus Gujak, Bezoar, Assafötida zusammengesezt: sie bestehen in Rosenessenz, Syrop capillaire, oder höchstens eine leichte Dosis China. Niemals eröfnet

er dem Kranken mehr, daß er mit dem Tod ringet: bey ihm ist nichts als Besserung. Die unverschämtesten Lügner des Tags sind die Bulletins. *

Von der These beruhigt, daß der Tod in die Reihe der unumgänglichen Wirkungen der Natur gehöre, vernimmt er den Bericht vom widrigen Ausschlag seiner Kur mit Gleichgültigkeit. Warum nicht? Hat man jemals ein Beispiel gehört, daß einem Arzt weder vom Todten noch den Erben ein Prozeß aufgemuzt wäre? Er reibt die Häude, und mit einem Entrechat ** ist er am Bette eines andern Kranken.

Kurz, die Aerzte meines Jahrhunderts scheinen ihr Gewerb nur noch beizubehalten, weil es eine der bequemsten, der einträglichsten, der annehmlichsten

* Bulletin: der Krankenzettel (Aushängezettel,) den man ins Vorzimmer legt, um diejenigen, die sich um den Patienten erkundigen, zu unterrichten, wie es um ihn stehe, was er für eine Nacht hatte, ob die Krankheit vorschlägt oder zurück. Sie waren sonst nur bey den Grossen üblich. Jezt sind sie auch beym Leonerstand, bey Räthen, Schreibern, Mäcklern, und sogar in bürgerlichen Häußern eingeführt.

** Entrechat: eine Gattung von Tänzersprung.

lichsten Lebensarten der Gesellschaft ist; dann im übrigen hat die Heilkunst sich so verändert, daß sie seit einigen Jahren sich selbst verläugnet.

Sie hat sich von den Menschen entfernt und zum Viehe begeben. Die veterinarische Arzneylehre, ein neues Studium, welches gegenwärtig in der Mode ist, wird mit mehr Ectat und Anwendung kultivirt, als die Medizin.

Die Rechtskunst.

Sie ist noch immer das, was sie von Uralter her war. Zum Beispiel: sie ist noch immer eine erklärte Feindin der gesunden Vernunft. Sie verabscheut die Philosophen. Warum? Weil diese auf den Grund jeder Sache eindringen, weil sie überall Licht haben wollen, weil sie alle Fragen so sehr möglich zu simplifiziren suchen: vornehmlich aber, weil sie alle Autoritäten verwerfen, das ist, weil sie den ganzen Schwall der Meinungen alter Rechtsgelehrten dem Menschenverstand aufopfern.

Betrachtet, zum Exempel, einen Doktor der Rechte meines Jahrhunderts. Es ist ein Wesen, welches den Kopf mit einem unermeßlichen Cannefas von Gesezzen, von Glossen, von Kommentarien,

rien, von Paragrafen angefüllt hat. Ein wohlorganisirter Kopf müste davon zerplazen. Aber der Kopf eines Rechtsgelehrten faßt diesen ungeheuren Wust, unter dem Nahmen des Kodex, der Digesten, der Consilien, der Kanons, und wie sich der ganze Tändelkram veralteter Jahrhunderte nennt, der der Lehrbegrif der Jurisprudenz des heutigen ist, ohne Gefahr.

— Die Rechtskunst theilt sich in zween Stämme: Advokaten und Richter. —

Betrachtet nun den erstern. Es ist ein Mensch, den die Menge seiner Kenntnisse zum wahren Zweifler über den Geist der Gesezze gemacht hat: gleichwol unternimmt er jede Sache. Er findet eine Menge Schwürigkeiten in eurem Anliegen: er stokt: er sinnt nach: er strauchelt: nichtsdestoweniger ist er bereit euch zu dienen. Er trägt eure Sache vor. Vergebens antworttet ihm euer Gegner durch Gründe die eben so einfach, als einleuchtend sind. Eine Flut verworrner Phrasen ohne Begrif und ohne Seele ergeußt sich aus dem Munde eures Advokaten, und betäubt die Einwürfe des leztern.

Rie-

Niemals hat ein Advokat darauf gedacht, einem Aufsaz ienes Interesse einzuprägen, welches allgemeine Theilnehmung erweken könnte: er begnügt sich, den abgeschmaktesten Styl von der Welt zu führen, und in diesem Styl auf weisses Pappier eine Anzal leerer Wörtter zu häufen, die sich mit einem Räthsel aus dem Cujaz, oder Mävius, oder Carpzov endigt.

Dieses Räthsel nimmt der Richter für ein Sentiment. Siehe da, euren Prozeß der von heut ist, durch einen Menschen entschieden, der im dreizehnten Jahrhundert lebte.

Die Philosophey.

Vorbei ist die Periode der Schulfüchse, der Ergotisten, der Pedanten: beinahe ist sie vorbei. Diese Rasse ist glüklich ausgerottet. Nur ein kleiner Scharlatanismus tüncht noch die Gelehrten meines Jahrhunderts — jene Dosis, welche von der Natur der Schriften unzertrennlich ist.

Wahr ists, mit den Springfedern, die uns die Sokrate, die Baione, die Newtone, die Lamberte hinterließen, scheint es, sollte unser Jahrhundert weiter seyn, als es ist. Mit den

Mu-

Mustern solcher Vorgänger dünkt einen, sollte das System der menschlichen Weisheit auf seinen Gipfel geführt seyn.

Aber ists nicht genug, daß wir eingesehen haben, daß unser bisheriges Wissen nichts war? Dieser glükliche Leitsaz ist, dem wir den Umschwung unseres Geists schuldig sind. An die Stelle der Systeme haben wir Memoires gestellt, an die Stelle der akademischen Sprache — die Persiflage, an die Stelle der Thesen — Paradoxe, an die Stelle der Syllogismen — Epigramme, an die Stelle der Peruken — englische Rundhüte.

Eh bien: die Philosophie hat ihren steifen lateinischen Rok abgelegt: sie geht französisch, deutsch, in allen Nationaltrachten: Sie hat ihre grißgrämmische Miene nimmer. Sie familiarisirt sich mit der Poesie, mit dem Theater, sie sezt sich an Spieltisch, sie herrscht im Conzert, auf dem Ball, und im Augartten.

Aus dieser Buhlerey sind fünf ehrliche Kinder entstanden, und ein Bastart: die politische Oekonomie, die den Alten ganz und gar unbekannt war, und eine Originalerfindung der heutigen Periode ist; die Experimentalphysik, das Mode-

stu-

studium der Dames; die Chymie, welche von den Grossen geliebt und getrieben ist; die Naturgeschichte, die der allgemeine Ton des Tags ist; und dann die allgemeine Geschichte, welche einst zur besondern Fakultät werden wird. Was den Bastart betrift: so kennt man ihn am Nahmen seiner Mutter. Es ist iene Philosophie, welche die Religion der Weltkinder heut zu Tag ist.

Diese Familie herrscht gegenwärtig. Sie hat sich an die Tafel gesezt, woran sie das Erbe der Metaphysik, der Ontologie, der Dialektik, der Magie, der Adeptie verzöhrt, und statt der Doktorn, von Marquis, Vicomtes, Lords, Komoedianten, Kandidaten, Abbees und Genies bedient ist.

O quanta Inanitas hominum!
o quantum in rebus
Inane! — — — —

Das



Das Generalspatent.

Eine Anecdote aus den Fasten des gegenwärtigen Kriegs.

Einer der nicht unberühmtesten amerikanischen Generale ist, wie man weiß, Israel Putnam.

Putnamshaus ist zu Pomfret in der Provinz Connecticut gelegen. In einer stokfinstern Nacht, im Jahr 1756 wagte sich ein ungeheurer Bär aus dem Gebürge bis in Putnamshofstätte, und trug ein Ferkel weg. Das Ferkel schrie zum Erbarmen. Hierüber erwachte der Hausherr, und ohne sich zu besinnen, lief er im bloßen Hemde und barfuß dem Geschrey nach. Dieses führte ihn ins Feld, bis an den Fuß eines Hügels. Er kletterte hinan, und findet sich plözzlich in einer Bärenhöle, worinn ein Alter und zween Junge sind, welche das Ferkel verzehren.

Israel

Israel siehet bey nichts anderm als beym Feur, so aus den Augen des in Wuth gerathenden Bären blizzt. Dem ungeachtet bricht er einen Ast, der in der Nähe ist, ab und geht aufs Ungeheur loß. Mit Einem Streich liegt der Bär todt zu seinen Füßen. Hierauf erwürgt er mit den Fäusten die zween Junge; und schleppt, troz der undurchdringlichen Finsterniß der Nacht, alle drey Raubthiere nach Hauß. Morgens zwei Uhr kommt er an. Seine Frau, Kinder und Gesind umringen ihn, und bejauchzen seinen Triumf. In der Frühe wirds in der ganzen Kolonie bekannt. Die Gemeinde, welche bekanntlich aus Puritanern, das ist Erzschwärmern, besteht, beschließt daß diese That jene des Samsons und Davids noch übertreffe; und sie wird in den Akten des Staats aufgezeichnet.

Wie der unselige Aufruhr 1768 ausbrach, wobey Neuengland mit seinen Provinzen wie bewußt ist, das Panier trug: so erinnert man sich dieses Heldenwunders, und auf diesen Grund stellte Connecticut zu seinem General Israel'n Putnam, der damals einen Gasthof zu Pomfret hielt.



Julian.

Eine Lektion an meine Zeitgenossen.

— Perfidus ille Deo, sed non est perfidus orbi.

Rom beseufzte das Alter der Auguste, der Titus, der Trajane: jenes goldene Alter, wo die Götter herniedergestiegen zu seyn schienen, ihr Amt auf der Erde zu verwalten. Eine zusamm-geknüpfte Reihe von Taugenichts und Barbarn, bey denen sich die Geschichte selbst aufzuhalten schämt, führte seit zweihundert Jahren das Zepter der Welt. Das menschliche Elend kennt keine betrübtere Epoche. Endlich erbarmte sich die Vorsicht: sie rufte den Schüler Maxim's zum Thron.

Julian war zwei und dreissig Jahr alt, als ihn der Tod des Konstantius die Kaiserkrone darbot. Ein erhabenes, vom Unglük erwärmtes Herz, eine lichte, philosophische, durch Nachsinnen festgewordene Seele, ein Geist vom grösten Umfang, sind die Grundzüge im Karakter dieses Prinzen. Sie sinds, aus denen sich mit der Zeit eines der allervollkommensten Muster des Herrschers, Helden und Völkervaters bildete.

Die Leitschnur, die man sich wählen muss, in der von der Kritick unendlich angefochtenen Geschichte dieses Kaisers den Ekstein zu finden, ist, daß man zwischen den übertriebenen Verläumdungen und den ausschweifenden Lobreden, die ihm seine Zeitverwandten beilegen, in der Mitte hindurchgehet, und ihn in seinem eigenen Schatten, das ist in seinen Schriften, aufsucht.

Hier findet man einen Prinzen, der gerecht, mäßig und frey vom Vorurtheil ist; der seine Würde ohne Stolz zu behaubten weiß, der in den feurigsten Jahren der Jugend die ganze Reife eines in den Geschäften grau gewordenen Alten zeigt; man findet einen Monarchen, der mit gleicher Wärme die Rolle des Herrschers, des Generals, des Gesezzgebers, des Philosophen und des Menschen spielt.

. . . . Ductor fortissimus armis
Conditor et legum celeberrimus: ore manuque
Consultor patriae: sed non consultor habendae
Relligionis: amans tercentum millia divûm
Perfidus ille Deo, sed non est perfidus orbi.

PRVDENT.

Diß ist das Geständniß, welches Julian selbst seinen Feinden abzwang.

* * *

Der schönste Raum seines Lebens war für die Welt bereits verlohren. Heimliche Kränkungen, innerlicher Verdruß, die selbst nicht ohne Furcht vorm Meucheltod begleitet waren, umwölkten die Jugend des Prinzen. Es ist wahr, der schlaue Konstantius lies ihn an einer scheinbaren Regierung theilnehmen, indem er ihn zum Cäsar erklärte, und ihm die Statthalterschaft in Gallien übergab. Allein diß war, ihn geradezu von den Geschäften entfernen. Man suchte ihn zu okkupiren: blos weil man die Musse eines starken Geists noch mehr fürchtet, als seine Arbeit.

Im

In der That, man läßt sich betrügen, wenn man der Geschichte blindlings folgt. Sie behaubtet, alle Welt hätte den Cäsar für einen Pinsel gehalten. Es ist möglich, daß das Publikum, welches immer falsch schließt, den Prinzen so betrachtete: aber ists wahrscheinlich, daß Konstantius und seine Minister ihn nicht beßer zu beurtheilen wusten? Diesem eben so feinen als eifersüchtigen Fürsten lag allzuviel daran, die Bestimmung des Karakters seines Neffen genau zu kennen. Und die Begebenheiten beståttigen diese Reflexion.

Das Fait ist diß, daß der Cäsar, einen herrschsüchtigen und grausamen Herrn auf der einen Seite, auf der andern einen Hof von Schelmen, sich selbst aber von Spions umrungen sehend, aus einer Wirkung seines natürlichen Verstands beschloß, sich in sich selbst zu verbergen. Diß ists, warum sein Karakter, während seiner Mindermächtigkeit, undurchdringlich blieb.

Wirklich brachen kaum einige Funken vom Feuer, das seine Seele beherrschte, während seiner Statthalterschaft in Gallien, herfür. Er verminderte die Steuren: er führte eine neue Kriegszucht bey der Armee ein. Aber diese Maaßregeln waren mit soviel Vorsicht begleitet, welche

deutlich zu erkennen giebt, wie sehr sich Julian vor einem verrätherischen und gefährlichen Hof in Acht nahm. Sein erster Feldzug war eine bloße Schulübung, die ihm Ehre machte.

Innzwischen eben dieselbe Situation, welche sein öfentliches Leben verdunkelte, wurde der Welt auf der andern Seite zum Glük. Ihr ist man's schuldig, daß die Seele Julian's, in sich selbst gekehrt, sich schärfte, und zu grossen Ideen reif wurde. Diese Umstände sinds, welche machten, daß der Prinz Geschmak an jener Philosophie gewann, die nachgehends in allen Theilen seiner Regierung herrschte, die solche zu den schimmerndsten Mustern, ihn selbst aber an die Seite der berühmtesten Weltweisen erhub.

Sie sind's vielleicht auch, die dem Cäsar Zeit und Stof gaben, die nüzlichen Entwürfe auszusinnen, so er bey seinem Regierungsantritt ins Werk sezte. Eine Muthmassung, die sich sehr rechtfertigt, wenn man erwägt, daß Julian's neunzehnmonatliche Regierung thatenreicher ist, als Jahrhunderte anderer Kaiser.

* * *

Kaum ergreift **Julian** die Krone, die ihm mitten ins Lager vor Aquileja entgegen kam: so verändert Alles seine Fläche. Es scheint, der junge Philosoph erinnerte sich in diesem Augenblik eines Sazes seines Lehrers Plato: **Diejenigen, welche von den Göttern berufen sind, die Schiksale der Völker zu leiten, müßen Alles Irrdische von sich legen.** Niemals hat man mehr Tugenden auf den Thron mit sich gebracht.

Ein Geist der voll schöner Sentiments war,* ein mäßiges Temperament, eine Keuschheit, die alle Heiligen seiner Zeit beschämte: kurz die ganze Weisheit Antonin's, alle Güte Trajan's, der Heldenmut Cäsar's, der Ernst Kato's, die Tapferkeit Alexander's, und die Enthaltsamkeit Scipio's begleiteten **Julian** auf den Siz der Auguste.

* Ich wundere mich, daß irgend ein deutscher Dichter nicht längst darauf fiel, aus der Scene mit dem Sohn des niedersächsischen Fürsten **Nebiogast** (Amm. Marcell. XVII. — 8) ein Drama für das Nationaltheater zu schneiden. Sie enthält vortrefliche Situationen, deucht mich.

Ueberzeugt daß die wahre Größe nicht auf dem äusserlichen Prunk beruhe, war dieser Prinz äusserst bescheiden in seinen Sitten. Man sah den kaiserlichen Purpur nie an ihm, als bey feyrlichen Gelegenheiten. Sonst war seine Kleidung reinlich aber einfach. Er trug Tuch von gemeiner Gattung; und gröstentheils gieng er in der Uniform der Armee. Er wollte sogar verschiedemal das Diadem ablegen; nur Wohlstands halber behielt ers bey.

Er speißte sehr mässig. Ein Gerüchte Gartengemüs, und ein Teller mit Obßt: diß war seine ganze Mittagtafel. Das Nachtessen war noch nüchterner als das Mittagmal. Zum Trunk nahm er blos Wasser.

Sein Bett war eine Matte — in der Kampagne eine Löwenhaut — auf der schlichten Erde. Niemals hat man ein Beispiel, daß er die Reize der Wollust empfand. Eine Ehe ausgenommen, die vielleicht mehr ein Werk der Politik war, als seiner Neigung, kannte er sonst nichts von der Liebe. Seine Tugend war in diesem Punkt immer über alle Vorwürfe erhaben; und sie verdient's um so mehr, da sie nicht ein Temperamentsfehler, sondern Grundsaz war. Einst fragten ihn seine

Lieblinge warum er nicht heyrathe, um dem Reiche Erben zu geben, die seiner Tugenden würdig wären? — Eben deßwegen nicht, „erwiederte der philosophische Monarch„ weil sichs treffen könnte, daß sie meiner unwürdig wären.

Das große Herz Julian's hieng weder an Reichthümmern noch an Vergnügungen, noch an ihm selbst. Es athmete nur für den Staat. Dieser Fürst kannte keinen andern Zeitvertreib, als den Wechsel der Geschäfte. Das erste, wenn er aufstund — und diß war insgemein noch vor Anbruch der Sonne — war, daß er sein Morgengebeth zum Merkur verrichtete. Alsdenn begab er sich ins Kabinet, oder zur Audienz.

Die Spektakel liebte er — mehr weil er sah, daß das Publikum Leidenschaft dafür hatte, als für sich. Er besuchte das Theater mit der Ungedult eines Philosophen, welcher jeden Augenblik für verlohren hält, den er nicht dem Wohl des Staats und der eigenen Kultur seines Geists widmet. Er warf einige Blike aufs Spiel und eilte wieder zu seinen Studien.

So war das Leben dieses seltnen Monarchen zwischen seine Pflicht und den Umgang mit klugen

Männern getheilt. Diese Lebensart muste natürlicherweis etwas Ernsthaftes in sein Betragen mischen. Innzwischen hatte die Strenge, die man in den Verfügungen Julian's bemerkte, ihren Grund nicht in einer bösen Laune. Sie war ein Werk der Ueberlegung und der Staatsklugheit.

Man weiß, daß dieser Prinz, wann es der Gegenstand mit sich brachte, sehr aufgeweckt und scherzhaft seyn konnte. Verschiedene Bon Mots, die uns die Geschichte als Proben seines Wizes aufbehielt, überzeugen uns hievon. Zwo Sekten Schwärmer, die Valentinianer und die Arianer, beunruhigten die Polizey durch unaufhörliches Gezänk. Man trieb den Mutwillen sogar bis zum Blutvergießen. Um diesen Plakereyen ein Ende zu machen, war kein anderes Mittel übrig, als die Kirche zu confisciren, worüber sie stritten, welche der Zankapfel war. Bei dieser Gelegenheit schrieb Julian an den Statthalter, seinen Vertrauten, dem die Vollziehung zukam, indem er ihm aufs innständigste empfahl, alle gewaltsamen Mittel zu entfernen „da das unvergleichliche Gesezz des Evangels ihnen befielt, sich vor den Besizthümmern der Erde loßzumachen, um desto leichter jene des Himmels zu erlangen: so wollen wir ihnen, so viel an

uns

uns ist, diese Reise erleichtern [illegible].„ Man muß gestehen, daß man bey einem solchen Anlaß sich weder gelinder noch wiziger ausdruken kan. — Seine Vertrauten stellten ihm vor, als er die Statthalterschaft in Syrien mit dem Alexander besezte, daß es ein sehr lebhafter und unbarmherziger Mann wäre. „Ich weiß es, versezte der Monarch „daß Alexander keine Statthalterschaft verdient; aber Antiochien verdient Ihn.„

* *
*

Das erste, womit Julian begann, ist die Einschmelzung seines Hofstaats. Die Reform „sagte er„ die ich dem Staat geben werde, soll von mir selbst ausgehen. Die Menge der Hofleute unter den vorigen Kaisern hatte beinahe mehr gekostet, als die Erhaltung der Legionen. Es waren durchlauchte Bettler, geschäftige Müssiggänger, Leute ohne Verdienst und Ehre. Sie hiengen, wie Schweißmücken am Brode des Regenten. Ihre Bittschriften waren voll Armut, und ihre Tafeln voll Lux. Kurz es war jene Gattung Menschen, von welcher ein berühmter Schriftsteller spricht: Die Luftspringer und die Windbeutel sagen, daß sie zu leben wißen; die

Klugen aber sprechen, daß sie nicht zu sterben wissen.

Von diesen Auswüchsen reinigte Julian seinen Hof. Er gab einigen tausend Verschnittenen, die er in der Kammer überflüßig fand, ohne Gnade ihren Abschied. Die Zal der kaiserlichen Agenten (Schreiber, Lifranten, Kontrollore ꝛc. ꝛc.) sezte er von zehntausend auf 17 herab. Die Kuchelparthie enthielt über zwölfhundert Köche; Julian schikte sie Alle heim, indem er ihnen sagen lies: sie würden in seinem Dienst ihre Talente verlieren.

Einst lies er einen Barbierer für sich rufen. Ein prächtig gekleideter Mensch tritt ein. — Wer sind sie? — Eurer Majestät Sklav, der Hofbarbierer Fadius. — Pakt euch! Ich wolte einen Barbierer haben, und keinen Kavalier. Wie sehr erstaunte der Kaiser, als er hörte, daß dieser Mensch täglich mehr zu erhalten kostete, als ein Glied Dragoner; und daß er noch 999 Kamraden Seinesgleichen hatte.

Julian behielt nur eine kleine Anzal auserlesener und trauter Männer zu seiner Bedienung. Diese lohnte er edel.

Vom



Vom Hof aus gieng die Reform fort in die Magistratur. Diese war in der That in einer höchstbetrübten Verfassung. Es gab Senatoren, die ihre Muttersprache nicht verstanden; Finanzräthe, die nicht rechnen konnten; Kriegsräthe, die in ihrem Leben nie im Feld waren; Advokaten, die nicht Latein wußten. Der Staat sah einem Spital ähnlich, worinn sich alle Krankheiten versammelten. Das Podagra, das Chiragra, die Hämerrhoiden, die Windkolik, und alle übrigen Früchte des Fraßes und der Faulheit saßen auf den Polstern der Regierung, der Rentkammer und des Kriegsraths.

Die untergeordneten Kanzleyen bestanden aus einer unermeßlichen Menge Knaben, Pflastertretern, Stuzern und Flachköpfen, deren ganzes Verdienst in Familienempfehlung bestund, und ihr ganzes Tagwerk, schwarze Punkte auf gestempeltes Pappier zu machen.

Diesem System war man's schuldig, daß der Staat gleichsam im Schlaf lag; daß er ohne Gesezze, ohne Gesichtspunkt, ohne Consistenz war. Man seufzt, wenn man bedenkt, was die römische Krone seyn konnte, wann sie wollte. Anstatt die Rolle des Gesezzgebers in Europa zu spielen, wo-

zu

zu sie der Reichthum ihrer Länder, und der Rang ihres Monarchen einlud, war sie so tief gefallen, daß sie zuweilen Gesezze von andern annehmen muste. Alles diß war eine Wirkung — nicht ihrer Natur, sondern — der Untüchtigkeit ihrer Staatsbedienten und der Fehler der Verwaltung.

Die Regierung Julian's rief diesen todten Kloz ins Leben. Das Gerichtswesen, die Finanz, die Polizey, die Commerzien, nichts blieb übrig, was nicht seinen umschafenden und weisen Einfluß empfand. Mit Erstaunen sah Europa „wie wir anderwärts gesagt haben„ den römischen Koloß erwachen, sich aufrichten, und seine Arme über beyde Halbkugeln der Welt ausbreiten.

Bey der Justiz fieng sich die Reform des Civils an. Hier müßen wir uns der Wortte eines seiner besondern Geschichtschreiber bedienen: es ist unmöglich, daß man bey einem Gegenstand, der so oft und so vielfach behandelt worden, nicht Andere wiederholen sollte.

Die Handhabung der Gerechtigkeit lag dem Imperator besonders am Herzen. In seiner eigenen Aufführung befließ er sich, den Regeln derselben aufs genaueste zu folgen, und in seinen öfentlichen Ausprüchen entfernte er sich nie von ihr.

Streng,

Streng, ohne grausam zu seyn, bediente er sich öfter der Drohungen als der Strafen.„

„In den Gesezzen und Gebräuchen des Staats wohl unterrichtet, wog er das Recht der Parthey-en ohne Gunst und ohne Partheylichkeit ab. Der vornehmste seiner Hofbedienten hatte vor dem ge-ringsten seiner Unterthanen keinen Vorzug. Er verkürzte die Prozesse, indem er sie, wenn sie zu lang dauren, als ein schleichendes Fieber ansah, welches Recht und Gerechtigkeit nach und nach untergräbt und aufzehrt.„

„Sobald ihm eine Ungerechtigkeit bekannt wurde, glaubte er sich selbst solang damit bela-stet, bis er dieselbe abgeschaft hatte. Wir haben ein deutliches Gesezsystem von ihm, welches die Absicht hat, die richterlichen Entscheidungen zu beschleunigen, die Appellationen zu erleichtern, und die Wirkung der Aussprüche sicher zu machen.„

„Die Ungerechtigkeit murrte über die Härte einer Regierung, bey welcher sie sich weder ihr Interesse mehr, noch das Glück versprechen durfte, ungestraft durchzukommen.„

„Das was sie am untröstlichsten machte, war, daß der Unterdrükte, Zutritt beym Kaiser mit leich-

ter

ter Mühe finden konnte. Nichts war bequemer, als mit dem Monarchen zu sprechen, weil er sich täglich öfentlich sehen ließ. Seine Hände waren stets nach Bittschriften ausgestrekt, die er alle selbst aufhub und laß.„

„Weder Religion noch irgend eine jede andere Betrachtung, die nicht zur Sache gehörte, hatte in seine Aussprüche einigen Einfluß. Innzwischen kannte er sich selbst; und um sich vom Wege der Wahrheit nie zu entfernen, erlaubte er, ihm Vorstellung zu thun; und er dankte sogar seinen Räthen, wenn sie ihn vor dem Irrthum warnten.„

„Daher kommt der Vorwurf, den ihm Gregor von Nazianz und andere Schriftsteller machen, daß er in seinen Aussprüchen sehr zurückhaltend gewesen sey, und die Sachen, anstatt selbst zu entledigen, wie es die Kaisere, seine Vorfahren, gewohnt waren, immer an seine Kanzleyen verwiesen hätte. Allein dieses Betragen muß man nicht in einem Mißtrauen auf sich selbst, sondern bloß in dem gerechten Abscheu aufsuchen, den Julian gegen die Angeber gefaßt hatte;* ein

* Einer der grösten Züge, warum ich — um einen Sprung von alten auf neue Zeiten zu



ein Nattergeschlecht, welches sich unter der vorigen Regierung unendlich vermehrt hatte, und das

sein

thun. — JOSEPH II anbethe, ist seine Verachtung für die Angebere, worinn Er Julian völlig beykommt. Ich kenne einen Mann sehr genau, der das Unglück hatte, der Polizey zu Wien eine Zeitlang zum Angeber zu dienen. Freilich war's wider seinen Willen. Durch phisische Polizeimittel war er von der Regierung zu dieser fatalen Parthey genötigt worden. Ich bin vollkommen überzeugt, daß er herzlich gern eine andere ergrifen hätte, die seinem Talent und seinem Herzen würdiger gewesen wäre, wann er die Freiheit gehabt hätte; und ich war öfters bey den geheimen Seufzern zugegen, womit er seine Lage in warmen Thränen bey sich selbst beklagte. Er diente also — so wie man dient, wenn man Ekel hat. Die Polizey fand sich hierüber indignirt; sie macht einen Vortrag an den Monarchen; der Kaiser verweißt ihn des Lands. Ich bin Zeuge von der aufrichtigen Rührung, die er hierüber empfand. „Joseph„ rief er auf „ist mein gröster Wohlthäter worden. Er zieht mich aus einer Lage, über die ich erröthen muste, und die mich zur Verzweiflung brachte. Er giebt mir die Ehre wieder, die ich verlohren, und überläßt mich der Freiheit meines Talents, das ich versäumt hatte. Dafür lieb ich ihn herzlich. Ich würde ihn verachten, wenn

er

sein vergiftetes Handwerk auch noch bey Julian fortzusezen suchte,,

Mit solchen Grundsäzen trat Julian die wichtigen Einrichtungen an, die er sich im Justizwesen vorgesezt hatte. Das Glük derer, welche die Schwachheiten seines Vorfahrers mißbraucht hatten, sollte ihn nicht überleben. Zu Calcedonien legte der Kaiser eine Justizkammer an, welche die unter den vorigen Regierungen vorgegangenen Mißbräuche untersuchen, und eine neue Richtschnur des Verfahrens, das ist eine neue Prozeßordnung, aufstellen sollte.

Da er über den bisherigen Senat, entweder weil er sich seinen Absichten nicht schleunig genug um-

er mich im Posten, wozu mich mein Dämon berufte, beibehalten hätte. Gerade die Gerechtigkeit, die er mir erweißt, wird seine Ehrensäule in meinem Herzen.,, Es ist wahr, es giebt wenig Angeber, die dieser Bekehrung fähig sind. Auch belohnte den Mann die Vorsicht dafür. Sie schenkte ihm im Schooße seines Vaterlands ein stilles und ehrenvolles Leben, wo er, fern von Böswichtern, die sein Herz verführen, sich selbst und den Musen leben kan. Möchte JOSEPH nichts als so wahre Freunde finden, wie er gegenwärtig an diesem Mann einen hat!!



unterwarf, oder weil er ihn zu Ausführung derselben untüchtig fand, mißvergnügt war: so lößte er solchen auf; und sezte ihn auf eine neue Art zusamm.

Vermöge der neuen Rechtsordnung waren nunmehr die Prozesse verkürzt, die Richter aufgeklärt eine bessere Disciplin unter den Advokaten eingeführt, und zwischen den Tribunalen die nötige Resonnanz hergestellt.

Die sanftesten und großmutsvollesten Gesinnungen vergesellschafteten sich mit dieser Reform Julian's. Florentinus, ein Staatsbedienter der auf gewißen Concussionen ertappt würde, flüchtete sich aus Furcht vor der Strafe an einen sichern Ort. Unter der vorigen Regierung hätte er diß nicht nötig gehabt. Es fanden sich Leute, die dem Kaiser den Ort, wo der Flüchtige verborgen war, entdeken wollten. „Ich will ihn nicht wißen„ sagte der edle Julian „es liegt mir nichts daran, die Freystätt eines Elenden auszuforschen, der durch die Furcht meiner Ungnade schon genug bestraft ist.

Ein andermal wurde ein Minister, Numerius, beym Kaiser verdächtig gemacht. Der Monarch befahl eine Untersuchung. Numerius

wußte sich zu rechtfertigen: wenigstens fehlte es an gesezzmäsigen Beweisen wider ihn. Ein gewisser Delphidius, welcher ihn denunciirt hatte, wurde hizig: er rief mit Ungedult: Ey, Cäsar, wer wird je strafbar seyn, wenn man um sich zu rechtfertigen, die That nur läugnen darf? — Und wer wird je unschuldig seyn „erwiederte Julian mit Gelassenheit„ wenn man, um strafbar zu seyn, nur einen Angeber braucht? Welche Gerechtigkeit des Geists!

(Den Leser nicht zu ennuyren bricht man den Discours ab, um ihn im nächsten Heft fortzusezen.)

Vom



Dom Gauthey und seine Erfindung.

Man weiß also nunmehr, daß man dem Dom Gauthey, einem Mönch aus dem Cisterzienserorden, die berufene Erfindung der Zauberpost zueignen muß, und nicht dem seltnen Schriftsteller, den seine Schiksale eben so berühmt gemacht haben, wie seine Gaben?

In der That diese Erfindung verdient einen Plaz unter den scharfsinnigsten Phänomen des menschlichen Genie und unter den nüzlichsten Begebenheiten für die bürgerliche Gesellschaft.

Bevor wir das Geheimniß derselben entdeken: so wollen wir ihre Wirkungen bemerken, so wie sie die Akademie de Sciences anführt.

Nachdem der Urheber alle bekannte Mittel, welche die Eilpost sowol im Alterthum als in neuern Zeiten erfand, ausführlich untersucht: z. B. die angezündeten Holzstöße, die Strohfeur, die Fanals, die Kanonschüße, die Signale, die lebendigen Tauben ic. ic. so findet er sie sämmtlich unvollkommen. Er bestimmt ihre Mängel, welche im Ganzen darauf ausgehen, daß alle diese Mittel weiter nichts taugen, als bey Gelegenheit Lärm zu machen, oder einen schon in gewißer Maaß zum Voraus bekannten Vorfall zu bestättigen. Jedoch diß thun sie ohne alle Bemerkung besonderer besonderer Umstände. Sie sprechen blos im Allgemeinen.

Das Beispiel der Signale „fährt der Urheber hierauf fort„ beweist aber, daß es nicht unmöglich ist, ein beständiges und reguläres Idiom einzuführen,* welches mit allen Umständen spricht, und wovon das Gesicht allein der Ausleger und ein eben so schneller als gelehriger Sprachmeister wäre.

Hier-

* Das Geheimniß scheint also in einem beweglichen Alphabet zu bestehen — einer Art von Buchdrukerkunst — solches Alphabet sey nun grammatisch oder symbolisch?

Hierauf nun gründet sich die Erfindung des Dom Gauthey. Dieses Idiom hat er entdekt.

Nicht genug, er hat mit seinem Werkzeug zugleich alle möglichen Eigenschaften verbunden, so das Verdienst einer Geschwindpost nur immer in sich begreifen kan; nämlich die Simplizität, die Sicherheit, die Spahrsamkeit und die Leichtigkeit.

Hier sind die Wortte des Verfassers selbst.

„Die Simplizität. Sie kan hier nur mit der Wichtigkeit des Gegenstands in Vergleichung gestellt werden. Man bedarf nur eines einigen Instruments, oder vielmehr eines Geräths, das stark, ja grob genug ist, daß es ohne Gefahr durch allerley Hände gehen kan; und überdiß so wenig Zusammengesezt und so natürlich ist, daß es kein Dorf giebt, wo nicht Handwerker seyn sollten, die im Stande sind, es zu machen, und noch vielmehr, es auszubeßern.„ *

 „Die

* Es ist also deutlich, daß hier weder von einem Telescop, noch von einem Perspektiv, noch irgend von einer Gattung Sehwerkzeuge die Frage seyn kan, das feine Hände und geübte Augen fodert.

B.

„Die Sicherheit. Das Geheimniß wird undurchdringlich seyn. Diejenigen, deren man sich dabey bedient, werden eben so wenig wissen, was durch ihre Hände gehet, als die Kouriere von ihren Depeschen. Die Auflösung dieses fliegenden Räthsels wird nur an beiden Enden bekannt seyn; das ist denjenigen Personen, welchen besonders aufgetragen ist, die Nachrichten oder Ordres fortzuschaffen und zu empfangen.„ *

„An der andern Seite wird ein Mittel seyn, dieser durch die Luft gehenden Correspondenz mit den gewöhnlichen Depeschen gleiche Autentizität zu geben. Und endlich wird man gar keinen Irrthum zu befürchten haben, indem man sogleich bei jeder Operation die in der Aritmetik sogenannte Probe anstellen kan.„ **

„Die

* Sehr natürlich. . . . . Denjenigen Personen, die die Maschine stimmen. So schreiben in den Chifrekanzleyen zu Paris und Rom die Kanzlisten die Concepte der Obern ab, ohne das mindeste vom Innhalt zu verstehen. Eben derselbe Schlüßel, der das Geheimniß dieser Leute bewahrt, kan auch das Geheimniß der Luftpost beseelen. B.

** Das ist, man wird die Nachricht oder Ordre sogleich zurüklaufen laßen können, um

„Die Spahrsamkeit. Die völlige Einrichtung zur Communication zwischen der entferntesten Spize des Reichs und Versailles würde nicht 1000 (französische) Thaler kosten. Von Brest bis Paris würde sie kaum 100 Louisd'or erfodern. Kurz, die ganze Correspondenz, hin und wieder, und von Stund zu Stund, binnen Einem Jahr würde zwischen den zween erstern Pläzen kaum 15,000 Livres ausmachen. Für eine jede andere Distanz in Frankreich könnte sie nie über 20,000 Livres gehen.„

„Die Leichtigkeit, Schnelligkeit„ — der Prinzipalpunkt der Sache.„ Was dieses betrift: so macht sich der Erfinder anheischig, eine Nachricht, so lang sie auch sey, von Brest, Toulon, Bajonne ꝛc. c. nach Versailles, und so die Antwortt zurück, im Zeitraum befördern, als der tüchtigste Schreiber braucht, sie sechsmal leserlich abzuschreiben.„ *

F 5 Ein

um auszumachen, ob sie richtig eingetroffen und richtig verstanden worden. — Stellet euch einen Schreiber vor, dem in die Feder diktirt wird, und der das Endwortt jeder Phrase wiederholt. B.

* Siehe da genau das Verhältniß, wornach die Buchsezerkunst ihre Geschwindigkeit zu bestimmen pflegt. B.

Ein besonderer, und der wichtigste Karakter dieser Erfindung ist nach der Meinung des Urhebers der, daß er ebendieselbe Nachricht an zwey in ihrer Entfernung verschiedene Pläze mit gleicher Geschwindigkeit befördern will.

„Ich hätte,‚ sagt er „statt Bajonne, Toulon ꝛc. ꝛc. eben so leicht Konstantinopel oder Petersburg sagen können, wenn sich die Zwischenstationen eben so bequem anlegen liessen, wie in Frankreich. Eben diß ists, was die Erfindung karakterisirt. Die Kunst, zu veranstalten, daß entfernte Pläze einander antwortten, ohne daß der grössere oder mindere Zwischenraum einen fühlbaren Unterschied in der Geschwindigkeit mache, ist etwas Neues, etwas Eigenes. Es ists, worauf der Erfinder seinen Stolz gründet; dann was das Uebrige betrift: so ist solches nur eine glückliche Anwendung eines bey zwey der bekanntesten und gemeinsten Handwerke täglich gebräuchlichen Verfahrens.„

Die Akademie sezt hinzu, daß sie die Erfindung des Dom Gauthey bey einer durch zwey ihrer Mitglieder, den Marquis von Condorcet und Grafen Milly veranstalteten Untersuchung ausführbar befunden habe. Dieses Mittel, weches völ-

lig

lig neu, und sehr sinnreich wäre, ließe sich, ohne Zwischenstation, auf eine Distanz von 30 (französischen) Meilen anwenden, zu deren Durchlaufung es gleichwol nur 2 bis 3 Sekunden nötig habe.* Sie bestättigt, daß man für den glüklichen Erfolg und für die Unfehlbarkeit der Wirkung stehen könne. Und die dazu erfoderliche Einrichtung sey weder besonders kostspiltig, noch unbequem.

Was wollen wir mehr! Die Reflexion des Dom Gauthey ist völlig richtig „je gründlicher die Erfindung ist, desto ungeheurer mus sie ins Gesicht fallen: aber die Probe ist Meister.„ Die wunderhaften Wirkungen, welche er von der seinigen verspricht, würden solche schimärisch machen müßen, wofern wir nicht das Zeugniß einer ganzen Versammlung erleuchteter Köpfe vor uns liegen hätten, die sich weder zu irren noch betrügen zu laßen pflegt.

Wir

* Schneller also als der Flug einer Kanonkugel! — als der Schall! und selbst als der Lichtstrahl! —

B.

Am lezten Theil dieser Anmerkung zweifeln wir.

W.

Wir werden seiner Zeit vom Geheimnis der Erfindung selbst sprechen. Laßet uns einstweilen die Wahrheit des Sinnspruchs eingestehen, indem wir die Person betrachten, daß

auch das Unglück im Stand ist,
zuweilen zu nüzen. *

* à quelque chose malheur est bon!
MALHERBE.

Ueber



Ueber Sekularisation.

Ein Jagdstük.

Verschiedene Landstädtchen haben vom Landsvater die natürliche Erlaubniß erkauft, die kleinern Thiere todzuschiessen, die sich auf ihren hochbesteurten Grundstüken nähren, indessen die grössern bis zum gnädigsten Wohlgefallen die Felder verheeren: der Halbbürger und Halbbauer soll annoch Viertelsjäger werden.

Da haben viele einen vom Großvater ererbten, oder selbst erkauften Schießprügel, ein grünes Wamms, einen runden Hut, und — wenn's die Brodgrummen erlauben, ein Hündlein.

Hiermit steigt der Nahrungslose von Zeit zu Zeit vor's Stadtthor, sieht sich schüchtern um, daß ihm kein Hexe das Jagdglük abjage, und

lauft

lauft nun den lieben langen Tag, meist vergebens, herum.

Des Abends versauft er mit einem gelernten Jäger den Groschen, der Frau und Kindern den Heißhunger stillen könnte, und erzält herkulische Thaten vom Hündlein, und der Flinte, da ihn Müdigkeit abhält, selbst eine zu thun.

So mag's manchmal auch im litterarischen Handwerk zugehen.

Daß dem so, bezeugt mein eigener Vorwiz. Dann ich will selbst mit meinem Bastard vom Hünerhund ausziehen und sehen, ob er etwas aufschnüffeln kan. Mein Jagdweg gehet auf den Berg der neuesten Weltbegebenheiten zu, wo Walder und Diethelm, zwei große Nimrode, mit dem besten Hünerhund schon gejagt. *

Ich stöbere also nur nach.

Der Bastard zieht an und steht — vor dem Gebrauch der eingezogenen, oder einzuziehenden Hamsterhöfe. Gerader streckte wohl Walder's und Diethelm's abgerichteter Hund die

* Teutsch. Merkur. S. Monde Mai, Juni, Jul. 1782.

die halbabgeschlagene Ruthe nicht, und sorgfältiger hob er die rechte Pfote schwerlich, als mein Bastard vor dem wichtigen Gegenstand.

Er zittert; fährt unzugerufen ein — jagt aber keine Waisenhäußer, Erziehungshäußer, Arbeitshäußer, Krankenhäußer und Spitäler heraus.

Was doch auf einen guten Hund ankommt! sagt ich; und ließ meinen etwas rostigen Hahn wieder in die Ruh; sezte mich, müd und matt, an nächsten Baum, und schlief unmuthig ein.

Träumend sah ich der Hamster auf viele Winter eingetragenen Vorrath zu Walder's vorgeschlagenen Häußern werden; sah's mit Freuden, da der Vorrath wieder so schön zertheilt wurde; sah aber die Vorsteher und Rechnungsführer der Waisen- Erziehungs- Arbeit- Krankenhäußer und Spitäler sobald dikbauchigt, und die Waisen, Arbeiter, Kranken und Alten verhältnißmäsig mager werden, und gröstentheils dahin sterben, als Walder's verlangte Institute aufgebaut waren.

Die blassen und zusammengehauchten Kinder, die kraftlosen Arbeiter, die nach Auflösung schmachtenden Kranken und Alten endigten den Traum bald, und wachend glaubte ich noch, daß sonach

bey

bey der Veränderung nicht gar viel gewonnen wäre, und daß alle die gut gemeinten Institute eben auch wieder zu Hamsterhöfen werden, und neue Hamsterverpfleger erhalten würden, wenn sie nicht äusserst uneigennüzige Verwalter und obrigkeitliche Aufsicht erhielten.

— Ja, das soll eben geschehen,, lispelte mir was zu.

Wann das von unserm Alltagsmenschen möglich wäre: so hätten sie ja auch der Hamsterhöfe erste Bestimmung erhalten — antworttete ich, und zog Howard's Beschreibung vom Zustand verschiedener Gefängnisse und Zuchthäusser aus der Tasche, die mich an manche Anstalt erinnerte.

— Hm! „dacht ich: die Hamsterpfleger sind nun einmal unnüz: ihre grose Anzal taugt wenigstens nichts: Einige könnten zu beßern Sachen angestellt, Anderer fast angewachsene Arme wieder gangbar gemacht, und die Hamsterhöfe zu was Besserm angewendet werden. Was würdest dann Du rathen, wenn man deinen Rath verlangte?

Ja, da war das Visier am Schußprügel krumm, das Wamms zu kurz, der Hut löchricht und Herrn Bastards Nase zu schlecht.

Und doch schien mir, daß man nur zu gemeiner Kraftgebung die aus dem Marck der Vorfahren zubereitete Suppe ausspeisen, das ist, die Einziehung der piarum causarum nur dazu dienen laßen sollte, das Leben des gemeinen Unterthans durch Abstellung übermäßiger Abgaben zu erleichtern.

Ich conformirte mich indeß s. m. s. mit dem Vorschlag wegen Verbesserung der Schulanstalten, sezte aber, um was Neues zu sagen, und als unberufener Diener das mir angebohrne Votum zu brauchen, hinzu „daß da der von den Stiftern und Gutthätern der Hamsterhöfe beabsichtigte Zweck aufhöre, und das Geld schwehr zurükzugeben sey, weil — et cetera, et cetera — — deren rechtmäsigen Abkömmlingen dardurch der Schaden einigermaßen vergütet werden könnte, daß ihnen ein, dem Abwurf der bey Verbeßerung der Schulen übrigbleibenden Summe, angemessener Erlaß an Giebigkeiten geschehe, sie aber dafür allenfalls angehalten würden, ihre armen und kranken Eltern, Geschwistrige, Anverwandte und Nachbarn im Dorf sorgfältig zu unterhalten, deren Waisen bey arbeitsamen und gutdenkenden Nachbarn unterzubringen und die Taugenichtse in das woleingerichtete Arbeits- oder Zuchthauß zu liefern.„

Daß gute Arbeits- und Zuchthäußer in jedem Staat vorhanden und deren bessere Einrichtung dem Vorschlag nicht im Wege stehe, glaubte ich in der wechselseitigen Verbindlichkeit zu finden, die Abgaben gegen Schuz, Sicherheit und Gerechtigkeit richtig abzutragen; die, wann sie einerseits unerfüllt bleibt, bekanntlich mit Zwang erinnert, und also auf der andern Seite gleichmäsig erfüllt wird, oder — werden sollte.

Den Stamm des in den Hamsterhöfen gefundenen Gelds wollte ich, wenn er im Land nicht höher zu benuzen stünde, zu Abtragung ausländischer Schulden angewendet wissen; da dann der Staat mit den bisher auswärts geschickten Zinnsen die zu erlassenden Giebigkeiten ausgleichen könnte, und sonach nichts an seinen Bedürfnissen entbehrte.

Aus Weichlichkeit wünschte ich, daß die vom Geruch des Hamsterfutters vermutlich dikgewordene alte Hamsterpfleger gar todt gefüttert, die jüngern hingegen wie andere ehrliche Menschen gekleidet und zum Erwerb ihres Unterhalts langsam geleitet würden.

Der profane Habit und Art des Erwerbs der Unterhaltungsmittel möchten manchem Layen eben

so

so die Augen öfnen, als es die Umkleidung einiger Husaren in meinem Dorfe that, die man nur durch Abnahm des Barts und Säbels bessern konnte.

Wie alltäglich und kindisch! — sagte meine Frau dem arbeitenden Tapezirergesellen Joseph ganz hönisch, weil er sie vermutlich so wenig, als Mich einige meiner Leser, verstehen wollte, da ich mit Hund und Flinte in die Stube trat.

Freih. S.*



Wekhrlin's Brief ans Publikum.

Drei Jahre sind's schon, daß ich Ihre Duldung genieße. Mein Glük übertrift, ich gestehe mir's selbst, meine Hofnung. Vom Müssiggang zu diesem Spiel angetrieben, und von Ihrer großmütigen Nachsicht verführt, sehe ich diese Blätter bis zum zehnten Band angewachsen.

Diese Anzal ist ohne Zweifel zu stark für diejenige, die sie seyn sollte; sie ist zu ausschweifend, um Ihren Beifall zu erwerben. Mit gröstem Recht werden Sie sprechen, daß alles Gute was die Chronologen enthalten, in einen Fingerkalender zu bringen war; und noch beßer wären sie gar unterblieben.

Ich fühle mich selbst genug, um diß zu erkennen. Niemand ist gegen sich aufrichtiger wie ich. In der That, ich müste nicht Wekhrlin seyn, wenn



wenn ich fähig wäre, ein Geständniß, das ich mir so sehr schuldig bin, vor der Welt zu unterdrüken.

Ich weiß meine Muttersprache nicht: ein Grundfehler im Autorkarakter. Ich hatte nie Gelegenheit, sie zu kultiviren; daher ein Mischmasch von fremden Wörtern und harten Ausdrüken, der Ihnen nicht anderst als ekelhaft seyn kan.

Ich habe nicht genug gelesen, um gelehrt zu seyn, und nicht Geist genug, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden: eine Quelle unendlicher Trugschlüße, Paradoxe und falscher Begrife, die, wie ich wohl empfinde, Sie ennuiirt haben muß.

Welcher unglükliche Dämon muß mich also hindern, aufzuhören? Ach — meine Herren — wüsten Sie was die Einsamkeit für Geißeln hat! Ich lebe, wie ich Ihnen mehrmal zu bemerken die Ehre hatte, vom Umgang mit Menschen getrennt, auf dem Dorf. Der Drang mich mitzutheilen, dieses unzertrennliche Ingrediens der menschlichen Natur, belebt mich so, wie meine Nebengeschöpfe. Das Schreiben ist bei mir nicht Arbeit: es ist Nothdurft: es ist Seyn.

Hier, Verehrtes Publikum! haben Sie mein Bekenntniß. Ich empfinde, wie sehr ich Ihnen unwürdig bin; und diß leitet mich auf den Gegenstand, den ich Ihnen vorzulegen wage.

Unter dem Nebenspiel, welches sich mein müssiges Genie seit einigen Monaten machte, ist eine Sammlung Materialien zur

Geschichte der Intoleranz

entstanden. Die Materie scheint mir — wo ich deutsch rede? — zeitmäßig zu seyn. Sie kan den Künstler auf große Zweke führen, und zu einer für die Umstände wichtigen Moral werden.

Aber wo ist er? Ich habe mich bereits zu meiner Untüchtigkeit bekennt. Außer der natürlichen Schwäche meiner Tinte fürchte ich, daß ich nicht fähig bin, einen guten Plan zu wählen. Noch mehr, ich besorge, daß ich zu schwarz auftragen möchte; dann weiß man nicht, daß die Empfindungen der Seele desto zärtlicher sind, je einsamer unsere Lebensart ist? Unterdeß ist die vornehmste Tinktur, die ein solches Werk erfodert, dünkt mich, kaltes Blut.

Darf ich meine Blösse entdeken, ich bin eitel genug, daß ich den Stof ungern verlohren sehen würde. Es sey mir also erlaubt ihn öfentlich auszubieten.

Ich trage den Gelehrten anmit iene Materialien an. Welcher unter ihnen geneigt ist, das Werk zu unternehmen, dem seyen sie abgetretten. Ich bin bereit, sie sogleich an die Addresse einzuliefern, die sich mir zu eröfnen belieben wird.

Wie glüklich: wenn ich, der ich der Welt selbst nicht zu nüzzen weiß, ihr wenigstens durch Erwekung Anderer was Gutes stiften kan! Diß ist meine unbefangene Absicht bei gegenwärtigem Schritt.

Was die Chronologen betrift: sie sind Ihre Pupillen, Hochachtungswürdiges Publikum! Ihre Güte hat ihnen das Daseyn gegeben: Ihrem Schuz werden sie ihre Erhaltung schuldig seyn. Als die Gefährten meiner Einsamkeit, und die einigen Kinder die mir nach-

sehen, die mich zu Grab begleiten werden, liebe ich sie, ohne für sie eingenommen zu seyn.

Möchten sie niemals die Achtung vergessen, die sie einem Publikum schuldig sind, dessen gütige Gesinnungen ihr Vater so sehr empfindet, und welches er mit so viel Ergebenheit verehrt.